This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P96
V. 4

Das Mittelalter

in

Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen

Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Leipzig vorgelegt

von

Walther Pantenius

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904

3149

Angenommen von der Philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Köster und Sievers
Leipzig, den 14. März 1904
Der Procancellar: Hölder

Meiner Frau

Probefahrten ; 4
Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig
Herausgegeben von Albert Köster

Das Mittelalter
in
Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen

Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von
Walther Pantenius

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904

grad
805
P96
no. 4

6358942
2-15-91

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorbemerkung VII
Einleitung 1
Kurzer Lebensabriß Wächters 8
I. Hauptteil:
Welches sind die Quellen von Wächters Kenntnis des Mittelalters, und wie hat er sie benutzt? 23
1. Kulturgeschichtliche Quellen 25
2. Verhältnis zur Literatur des Mittelalters 38
A. Was bietet Wächter von echter Literatur des Mittelalters . 39
Minnesang 39
Volkslied 43
Neulateiner 50
Schwänke 51
Volksbücher 53
Nachbemerkung 53
B. Was bietet Wächter als echte Literatur des Mittelalters . 53
Überarbeitungen 53
Fortsetzungen 54
Selbständige Schöpfungen 54
Lyrik 54
Drama 56
3. Der „Archaismus" 60
II. Hauptteil:
Wie erscheint bei Wächter das Mittelalter, und warum erscheint es gerade so? 71
1. „Männerschwur und Weibertreue" 71
Analyse 72
Literarische Einwirkungen 74
2. Die typischen Figuren 80
Der Ritter der ersten Periode (80). — Der „Biedermann" (81). — Sturm und Drang (84). — Namen (86). — Die Generalauffassung des Mittelalters (87). — Die Tendenz (88). — Moral (90). — Verhältnis zur Frau (92). — Liebe und Ehe (94). — Die

Seite

Frau (96). — Der Ritter der zweiten Periode (97). — Die Geheimbünde (100). — Der Pfaffe (102). — Der böse Pfaffe (103). — Der Einsiedler und der edle Mönch (107). — Der Knappe (108). — Der Minnesänger (109). — Der streitbare Sänger (114). — Der Bauer (116).

Rückblick 117

Anhang.

Bibliographie und Überblick über Übersetzungen, Dramatisierungen und Kritiken 119

Exkurs I 129

Exkurs II 129

Vorbemerkung.

Die Anregung zu dieſer Arbeit geht von meinem Lehrer, Herrn Profeſſor Albert Köſter aus, doch bildet meine hier vorliegende Unterſuchung nur die Behandlung eines beſonders wichtigen Punktes der Entwicklungsreihe, auf die ich hingewieſen wurde. Vielleicht gelingt es mir noch, den größeren Zuſammenhang einmal darzuſtellen, jedenfalls hoffe ich, demnächſt über Gleims Gedichte nach den Minneſingern einen Aufſatz folgen laſſen zu können.

Des weiteren habe ich dem Leiter der Hamburger Stadtbibliothek und Herrn Verlagsbuchhändler Georg Hirzel in Leipzig für freundliches Entgegenkommen, den Herren Friedrich Schulze, Naumburg und Albert Soergel, Chemnitz für manchen guten Rat, Herrn Fedor von Zobeltitz für freundliche Durchſicht der Bibliographie zu danken.

Einleitung.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Wiederbelebung des Mittelalters im XVIII. und XIX. Jahrhundert zu verfolgen, von den ersten tastend-unsicheren Anfängen bis zu seinem eigentlichen Erstehen unter den Romantikern und Uhland. Aber hier fehlt es noch sehr an Vorarbeiten, ein Darsteller dieser Aufgabe müßte die meisten selbst machen, ein langjähriges Mühen. Über den Werdegang der Geschichtswissenschaft wissen wir Bescheid, aber nicht über die Entwicklung der Dichtung, soweit sie sich historischen Stoffen zugewandt hat. Hier haben wir sehr wenig literarhistorische Forschungen, besonders für das XVIII. Jahrhundert. Das Erwachen des Minnesangs zu zeigen, hat Sokolowsky [1]) unternommen, er ist aber über das erste Kapitel, das bis zu Bodmer führt, nicht hinausgekommen. Das Verhältnis der Göttinger zu diesem hat Mühlenpfordt [2]) etwas äußerlich untersucht. Quillt die Literatur über Goethes Götz auch reichlicher, so haben wir über Ritterdrama und Ritterroman wiederum für unseren Zweck nichts Brauchbares. Brahms Ritterdrama [3]) ist freilich für manches instruktiv und wertvoll, aber zu sehr schablonisierend. Müller-Fraureuth [4]), der das veraltete Buch von Appell [5]) ersetzen will, gibt zwar ein hübsches und anschauliches Bild vom Wesen und Art der Ritterromane, doch bleibt er feuilletonistisch und genügt dem Literarhistoriker keines-

[1]) Rudolf Sokolowsky: Das Aufleben des altdeutschen Minnesangs in der neueren deutschen Literatur. Jenaer Dissertation 1891.

[2]) Franz Mühlenpfordt: Einfluß der Minnesänger auf die Dichter des Göttinger Hains. Leipziger Dissertation 1899.

[3]) Otto Brahm: Das deutsche Ritterdrama des XVIII. Jahrhunderts. Quellen und Forschungen, XL, Straßburg 1880.

[4]) Karl Müller-Fraureuth: Die Ritter- und Räuberromane. Halle 1894.

[5]) J. W. Appell: Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Leipzig 1859.

wegs.[1]) Darum soll die Untersuchung der Wächterschen Schriften einen der wichtigsten Punkte in der Entwicklungsreihe fixieren, ein Beitrag zu jenem größeren Thema werden.

Die Hauptetappen auf dem Wege der sich wandelnden Anschauungen über das Mittelalter sind bis zu Wächter die folgenden: Bodmers Wirken, seine Ausgaben, wie sein Parzival und die Rache der Schwester; Gleims Gedichte nach den Minnesingern; Goethes Götz; Wächters Sagen der Vorzeit.

Wächter war der erste, der den Ritterroman in gewissem Sinne schuf, ihn zu einer Modegattung unserer Literatur machte. Seine Schriften wurden verschlungen und sofort allgemein nachgeahmt und dramatisiert. Er war ein Lieblingsautor der Zeit; das zeigt die Zahl der Auflagen und Nachdrucke seiner Schriften, das Interesse der Kritik, die vielen Übersetzungen. Ihn machten die Feinde des bald ausartenden Ritterromans für diese Bewegung verantwortlich, und spätere Satiriker verspotteten unter seinem Namen die Gattung[2]), weil er für deren Schöpfer galt.

So ist Wächter interessant in mancher Hinsicht. Für das genannte Gesamtthema ist eine Untersuchung seiner Werke darum nötig, weil hier der Ritterroman noch völlig frei von Zutaten ist. Während bei den späteren der Räuber- und der Geisterroman aufs innigste mit ihm verschmilzt, kann man bei Wächter noch klar die ursprüngliche Strömung erkennen. Man kann das um so mehr, als die französierende Wielandsche Richtung, die sich an die alten Ritterromane anschloß, mit Erweiterungen und Modifikationen durch das Feenmärchen usw., hier noch streng von der nationalen, dem Götz von Berlichingen unmittelbar nacheifernden getrennt ist.

Ein weiterer Grund, Wächter eingehende Aufmerksamkeit zu schenken, ist der: Er überträgt nicht etwa das Ritterdrama der siebziger und achtziger Jahre nur in die Romanform, sondern geht von dem Urbild, dem Götz unmittelbar aus, beginnt also eine neue Linie. Daran darf man sich nicht irre machen lassen, wenn auch manche — sagen wir Requisiten — vom späteren Ritterdrama stammen mögen, auch manche Motive. Es ist eine ganz falsche aber verbreitete Vorstellung, „daß nach dem Erscheinen des Götz eine Flut von Ritterdramen und Ritterromanen ganz Deutschland

---

[1]) Afda, XXIII, 1897, S. 294 ff.

[2]) Darüber Anhang S. 127.

überschwemmte". Der Ritterdramen bis zu Wächters Anfängen sind wenige, die zum Teil auch nur von lokalem Interesse waren; von Ritterromanen gab es hier und da einmal ein verstecktes Erzeugnis. Die eigentliche Flut begann erst gegen Ende der achtziger Jahre, und die Dinge liegen dann so, daß durch Wächter neben dem Ritterroman auch das Ritterdrama erst voll in Fluß kam. Er ist hier der Hauptanreger.

Seine Auffassung vom Mittelalter ist daher von entscheidender Bedeutung für weite Kreise des Publikums, wie der Tagesliteratur gewesen. Sie ist auch darum noch besonders beachtenswert, weil er allein von allen ihm Nachstrebenden durch historische Studien die übernommene Art der Ritterdichtung auf kulturgeschichtlich echten Boden zu stellen versucht hat und ein ausgesprochenes Streben nach Kolorit zeigt. Durch Nutzbarmachen der Resultate der historischen Wissenschaften für seine Kunst betritt er den einzigen Weg zur wirklichen Neubelebung der Vergangenheit; wie weit er freilich mit diesen Ansätzen kommt, wäre zu zeigen.

Die Zeit, in der Wächter lebte, mit vollstem Anteil an der Gegenwart lebte, war so unhistorisch wie möglich. Der Dreißigjährige Krieg hatte die Menschen von jeder Tradition losgerissen und den folgenden Generationen in dem bitterharten Ringen ums Dasein jeden Gedanken an den Zusammenhang mit der Vergangenheit unmöglich gemacht. Die Aufklärung hatte den einzelnen auf sich selbst gestellt, keiner fühlte sich als Produkt seiner Vorfahren, denen er darum ein pietätvolles Gedenken bewahren müsse. Die Gegenwart war besser als jede vorangegangene Zeit und mußte immer besser werden, je mehr die Aufklärung fortschritt. Für diese Leute konnte darum auch das Mittelalter nur die Zeit finsterster Unaufgeklärtheit und Barbarei sein.

Die Reaktion auf diese Geschichtsauffassung lag im Rousseauschen Verurteilen der Kultur und in der daraus hervorgegangenen Rekonstruierung eines glücklichen Zeitalters am Anfange der Geschichte. Damit war jedes Jahrhundert schlechter als das vorangehende. Anhängern dieser Auffassung mußte auch das Mittelalter viel reicher und schöner erscheinen als das Heute.

Beide Auffassungen waren unhistorisch, denn auf irgend einer Art umfassender Kenntnis fußten beide nicht. Immerhin lag im Zusammenstoß beider der Antrieb, durch wissenschaftliches, objektives Forschen der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Der

Nichtfachmann freilich stand solchen Bemühungen noch durchaus fern. An Wächter nun sieht man besonders deutlich, wie ein schon erwachendes Streben nach realem Erkennen des Gewesenen neben das bisherige historische Verbrämen der Gegenwart tritt, wie beides miteinander im Kampfe liegt, wie schließlich die Gegenwart siegt und siegen muß. Alle Keime zum Verständnis des Mittelalters, die das ausgehende XVIII. Jahrhundert schon hier und da zu entwickeln begonnen, sind bei ihm vorhanden: Studium der Geschichte, Hinneigung zu Sage und Märchen, Freude am Volkstümlichen und am Volkslied. Sie alle aber sind noch so schwach, daß sie nicht zur Entfaltung kommen können und verdorren müssen.

Die Betrachtung von Wächters Schriften hat unter dem Gesichtspunkte, einen Beitrag zu dem umfassenderen Thema: Auffassung des Mittelalters im XVIII. Jahrhundert zu bieten, folgende Fragen zu beantworten:

Welches sind die Quellen von Wächters Kenntnis des Mittelalters, und wie hat er sie benutzt?

Wie erscheint bei Wächter das Mittelalter, und warum erscheint es gerade so?

Vorher sei aber noch auf zwei andere Fragen kurz eingegangen:

In welcher äußeren Form treten uns Wächters Werke entgegen?

Welche Auffassung hat Wächter von der „Sage"?

Der Ausgangspunkt für Wächters Schaffen ist der Götz, für ihn als Nachahmer also auch zunächst die dramatische Form. Sie ist vorherrschend in den Jugendwerken. Aber schon in ihnen tritt die Briefform dazwischen; ein Gemisch von Szenen und Briefen ist dem Verfasser das Bequemste. Diese Art der Darstellung zeigt auch noch „Männerschwur und Weibertreue", ohne daß in vielen Fällen ersichtlich ist, warum gerade der Brief an Stelle der Szene tritt, denn er wird auch für Motive verwandt, die wohl besser oder ebensogut dramatisiert wären, wie z. B. Buch I 7, I 8, Buch II 16. Meist dient er freilich zur Exposition oder zur Schilderung undramatischer Vorgänge.

Diese Technik ist locker genug, für die Folge aber zieht Wächter es vor, ganz in die Form der Erzählung überzugehen.

Der Dialog wird dabei durch die beliebte Manier wesentlich vereinfacht, vor die Worte eines jeden nur seinen Namen zu setzen.

Später neigt Wächter wieder mehr dem Drama zu. Band VI der Sagen der Vorzeit, „Die heilige Vehme", ist ein unaufführbares Drama, selbst mit Personenverzeichnis, ebenso die „Gründung der Bürgerfreyheit Hamburgs". Der „Wilhelm Tell" und „Die Eidgenossen" sind sogar in Jamben abgefaßt.

Diese äußerlichen Bemerkungen über das Gewand der verschiedenen Werke lassen sich nicht ergänzen durch Untersuchungen und Aufschlüsse über die innere Technik — das verlangt das vorliegende Thema auch nicht —, denn jedes Bemühen in dieser Richtung ist völlig fruchtlos. Schon die zeitgenössische Kritik machte Wächter immer wieder zum Vorwurf, was auch unser Eindruck sein muß: Er erzählt einfach darauf los, ohne auf Proportionen, Gliederung, Abtönung zu achten. Künstlerisch-technisch sind seine Werke unorganische, dilettantisch hilflose Klumpen, denen die Elemente der Komposition abgehen. Seine Technik ist die, keine Technik zu haben.

„Sagen der Vorzeit" [1]) nennt Wächter sein Hauptwerk, nicht mehr „Scenen der Vorzeit", wie manche Jugendwerke. Musäus braucht Sage und Märchen synonym, Benedicte Naubert Sage, Märchen und Legende, Bürger „Sage" sogar für Sprichwort [2]) usw., das tut Wächter nicht, nur hat Sage bei ihm eine von der heutigen zum Teil abweichende Bedeutung.

An den Stellen, „Sagen der Vorzeit", II S. 7, III S. 3—5, IV S. 141 f., VII S. 213, hat er sich über seine Auffassung der Sage geäußert:

Die Geschichte stellt nach kritischer Beleuchtung und Sichtung des Mittelalters die Wahrheit dar und beherrscht völlig unser Verhältnis zur Vergangenheit; daneben existiert die Sage, die oft auf den gleichen Tatsachen fußt, doch diese kritiklos weiter erzählt. Die Stellung eines Mannes, wie Wächter, war damit gegeben. Die Geschichte ist für ihn das Übergeordnete, die Sage das Niedere. Ein andrer, Späterer sagt vielleicht umgekehrt: Was ist mir die Geschichte? Sie mag die großen Umrisse fixieren, Leben und Farbe bringt mir erst Sage und Märchen in das Bild. So würde mancher

[1]) Diesen Titel finde ich vor Wächter nur einmal, freilich in ganz anderem Sinne. Laz. Glitschner: Sagen der Vorzeit, oder Beschreibung des Salzburger Untersberg oder Wunderberg. Brixen 1782, 8°.

[2]) Sauer, S. 164, Z. 171.

subjektiv sprechen, aber vielleicht mehr als Dichter. Der würde dann auch kaum damit einverstanden sein, daß „die Geschichte Goldbarren gibt, die Sage nur einen bleiernen Schaupfennig".

Diese Auffassung ist charakteristisch für Wächters dichterische Anschauung und aus der Zeit zu erklären. Die Vernunft stand über der Phantasie, mithin die Wissenschaft über der Poesie, also die Geschichte über der Sage. Noch ist Wächter ganz rückwärts gewandt. Wenn er seine Jugendarbeiten als unwichtige Erzeugnisse müßiger Stunden bezeichnet, wie so viele vor ihm, so affektiert er auch hier mit dieser Auffassung, die aber mehr den Eindruck etwas künstlicher Bescheidenheit macht. Denn er selbst ist doch der Bringer dieser Sagen.

Die Sage ist also eine nie der Wahrheit entsprechende, meist auch nicht natürlich mögliche, weil zum Teil entstellte Überlieferung. Diese Eigenschaft macht sie dem modernen Menschen, so wie sie ist, ungenießbar. So glaubt sie Wächter seinen Lesern nicht bieten zu können. Er verändert sie daher nach bestimmten Gesichtspunkten, behält aber auch noch für das Veränderte den gleichen Namen. Also das Rohmaterial, wie das verarbeitete heißt bei ihm „Sage". Wie sucht er das geringgeschätzte Gegebene nun zu heben? Die Darstellung der Sage muß berichtigt werden, sobald sie mit der der Geschichte kollidiert. Damit fällt oft schon ein großer Teil des Vorhandenen fort. Sie muß auch von dem gereinigt werden, was der gesunden Vernunft widerspricht, also von allem Aberglauben und Übernatürlichen; auch das verlangt die Aufklärung und ihr Träger (VII 213). Ist auch dieses aus der Sage entfernt, wie wenige Sagen, in unserem Sinne, sind dann noch möglich!

Es ließe sich also die bearbeitete Sage für Wächter etwa so definieren: Sie ist eine Erzählung natürlicher und möglicher in der Vergangenheit liegender Ereignisse und Handlungen, deren Wahrheit aber nicht urkundlich belegbar ist.

Das gilt zunächst von allen Werken, in denen Wächter als „Nacherzähler" vorhandene Stoffe bearbeitet, also für Bd. II und III, sowie ganz besonders für VII[1], wo man beide Arten der Zustutzung sehr scharf sehen kann. Im Sinne der wirklichen Sagen erfindet er auch selbst Fabeln, die aber, beide genannten Forderungen erfüllend, kaum noch aussehen wie solche. Jede freie Erfindung ist damit als Sage möglich — sofern sie „das Costüme" verträgt! Über das Kostüm an seinem Ort; es braucht aber, ohne

ein Resultat voraus zu nehmen, nur auf die Themata der zweiten Periode[1]) hingewiesen zu werden, um diese Einschränkung zu eliminieren.

Dann heißt „Sagen der Vorzeit" zweierlei. Erstens: mit den modernen Anschauungen in Übereinstimmung gebrachte Überlieferungen; zweitens: historische Romane. Diese Teilung läßt sich aber unschwer aufgeben, sobald man beide Gruppen historische Romane nennt und sie nur insofern differenziert, als bei einzelnen die Anregung aus Wächter bekannt gewordenen Sagenmotiven stammt, bei anderen aus seiner eigenen Phantasie oder modernen Einflüssen. In beiden Perioden seines Schaffens bleibt die Auffassung von der Sage die gleiche. Nur durch noch darzustellende logische Weiterbildung des Vorhandenen, nicht durch Ändern der Auffassung von der Sage, herrschen in der zweiten Periode die eigenen Fabeln vor.

Zunächst soll eine kurze biographische Skizze aus Wächters wenig interessantem Lebenslauf nur die für unseren Zweck wichtigen Punkte hervorheben. Dem Menschen kann sie nicht gerecht werden, dafür ist hier der Ort nicht. Sie darf nur einen knappen Abriß seines Lebens, vor allem unter dem Gesichtspunkte der folgenden Untersuchung bieten.

Für den Zweck dieser Arbeit kommen nur die dichterischen Werke Wächters in Betracht, in denen der Versuch, das Mittelalter lebendig darzustellen, gemacht wird, und selbst bei sorglicher Auswahl unter diesen darf es sich immer nur um ein Hervorheben des Charakteristischsten handeln, denn Wächter ist trotz seiner originaleren Stellung doch immer nur ein Autor dritten Ranges, dessen Behandlung eine andere sein muß, als die eines großen Dichters. Auch nur annähernde Vollständigkeit wäre hier der Tod jeder Übersicht. Darum habe ich mich im großen und ganzen auf die „Sagen der Vorzeit" beschränkt, und zwar mit Ausnahme der „Teufelsbeschwörung", die nicht in diesen Zusammenhang gehört. Dazu kommt die „Betfahrt des Bruders Gramsalbus". Diese Auswahl genügt mit ihren fast 4000 Seiten völlig, um alle Charakteristika unseres Autors und seiner Werke zu erkennen und zu belegen. Die genannten Werke allein sind es, die eine weite Verbreitung gefunden haben, im Inland wie im Ausland. Sie allein haben auch auf die Zeitgenossen gewirkt; die andern erschienen

[1]) Siehe S. 15: Die Einteilung von Wächters Schaffen in Perioden.

und blieben versteckt. Auch den „Tell" lasse ich beiseite. Die Pointe des Stückes ist die gleiche, wie in den „Brüdern des Bundes für Freyheit und Recht" und anderen; die Art der Behandlung gerade dieses Stoffes gehört ebenfalls in einen anderen Zusammenhang; sie bringt für unser Thema nichts Neues. Zudem sind die dichterischen Qualitäten dieses Werkes so geringwertig, daß der Schillersche Ausdruck dafür: „Schmiererei" [1]), nicht ganz unverständlich erscheint. Die Folge von Aufsätzen: „Über das Gute und Böse des Mittelalters" enthält neben allerhand zusammengetragenem Wissen theoretische Ansichten (der allerersten Zeit!), seine Romane aber die Praxis; auch sind diese Abhandlungen an versteckter Stelle erschienen, nie in weitere Kreise gedrungen und darum auch nicht von Wirkung gewesen. Schließlich ist ihr Wert ein äußerst geringer, das wenige Wichtigere werde ich an geeigneter Stelle beibringen.

Ich stelle daher keine Darstellung der Theorie voraus, sondern ziehe nur gegebenenfalls manches aus ihr heran.[2])

Kurzer Lebensabriß Wächters.[3])

Georg Phillipp Ludewig Leonhard Wächter wurde als drittes Kind seiner Eltern am 25. November 1762 geboren. Sein Vater, Johann Leonhard, war Diakonus in Ülzen (geb. 1732 in Groß-

---

[1]) An Cotta 16. 7. 1804. Bei Jonas VII, S. 170.

[2]) Im folgenden gibt die römische Zahl den betreffenden Band der Sagen der Vorzeit an, die arabische mit einer Klammer die betreffende Erzählung im Bande, ohne Klammer die Seitenzahl.

Ho. heißt „Holzschnitte" Bd. I, also die „Betfahrt des Bruders Gramsalbus".

J. a. J. heißt der Aufsatz: „Über das Gute und Böse des Mittelalters" im Journal aller Journale, Hamburg 1787.

Siehe auch die Bibliographie im Anhang (S. 119 ff.).

[3]) Quellen:

Allgemeine deutsche Biographie XL 428—431, von Max Mendheim.

Leonhard Wächters historischer Nachlaß. Hrsg. von C. F. Wurm, 2 Bde., Hamburg 1838/9, Bd. II, S. V ff.

Neuer Nekrolog XV, I 212—217.

Schröder und Cropp, Lexicon der Hamburger Schriftsteller, VII 540—543 (mit unvollständiger Bibliographie).

Meyers Groschenbibliothek Nr. 224.

Koberstein, A., Grundriß V^5 116 f.

Lesewitz in Westpreußen) und vermählt mit Henriette Eleonore Friederike geb. Oesterreich aus Silke im Wolfenbüttelschen. Vermutlich gehörte er einer jener älteren studierten Familien an, die seit langer Zeit zu den Kulturträgern unseres Volkes gehört haben. Es bestand bei den Wächters die Tradition, ein Vorfahr namens Leonhard sei Mönch gewesen, habe aber das Kloster verlassen und den Zunamen Wächter angenommen. Auf ihn wurde auch das Wappen, ein Kranich, zurückgeführt.

Die erste Schulbildung gewährte dem jungen Leonhard die heimische Stadtschule und privater Unterricht des Vaters. Historische Anregungen bot schon früh die alte Kirchenbibliothek, wo staubige Mönchshandschriften mit ihren seltsamen Schnörkeln die kindliche Neugier reizen mochten. Diese Richtung auf die Geschichte wird wohl auch vom Elternhause her genährt worden sein, denn schon der Vater muß Interessen dieser Art gehabt haben. Ich finde ihn wenigstens 1786 als Subskribenten auf ein Kostümwerk aus der Reformationszeit.[1])

Bei den beschränkten Mitteln der Familie konnte man nicht daran denken, Leonhard studieren zu lassen. Er sollte daher Soldat werden, da ein Onkel, der Postmeister in Seesen war, seine Verbindungen als alter hannöverscher Offizier für ihn anspannen wollte. Doch die Berufung des Vaters, zunächst noch als Diakonus, an die Michaeliskirche in Hamburg 1776, ermöglichte die Weiterbildung des Knaben für die Universität. Achtzehn Jahre alt trat er 1780 in die Sekunda der Gelehrtenschule ein.

Wie so mancher Gymnasiast versuchte auch er sich in der Dichtkunst. Seine Produkte der Schülerzeit sind verloren, nur eines

---

Annalen des Theaters, Berlin 1788, 2. Heft, S. 9, Anm.
Der Nachtbothe. Berlin 1793, S. 221 f.
Dasselbe. Berlin 1793. Anhang.
Wilhelmi, P., Ausflüge an den Niederrhein. Cassel 1823, S. 67 ff. (nach Wurm).
Briefe von und an G. A. Bürger. Hrsg. von A. Strodtmann, Berlin 1874, IV 207 und Register.
DLG, III, S. 463.
Waitz, Karoline, Leipzig 1871, I 99.
Petersen, Geschichte der Hamburger Stadtbibliothek, Hamburg 1838, S. 174.
Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Hamburgs, Hamburg 1866, V, S. 155 ff., 206.
Vgl. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, IV. Bd., Leipzig 1879, S. 356.

[1]) Siehe S. 36.

wurde gedruckt: Rudolf von Erlachs Tod. Schwerlich ist dieser Verlust für die Nachwelt sehr zu beklagen; sie werden wohl nicht besser und nicht schlechter gewesen sein, als andere Schülerpoesien von Nichtgenies.

Ein „Franz von Sickingen" eröffnet die Reihe seiner Werke; schon früh hat also Goethes Götz den Jüngling zur Nachahmung gereizt. Gerade Sickingen war für alle Nachtreter des großen Vorgängers ein beliebter Stoff. Sobald auch Wächter sich diesem Thema zuwandte, befand er sich nicht allein in der deutschen Geschichte überhaupt, sondern speziell im Mittelalter und das war für das Empfinden des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts die Zeit des in Eisen gekleideten Ritters, schloß also Götz, Sickingen, Schärtlin von Burtenbach usw. mit ein. Luther als Junker Jörg, Kaiser Maximilian und andere halfen als „Ritter" die uns jetzt gewohnte Grenze näher rücken. Die „Ritterzeit" wurde identifiziert mit dem Mittelalter, also reichte sie auch nach unten bis in die ersten Jahrhunderte des Auftretens der Germanen. Hauptsächlich bestimmten wohl die Paladinromane diese Auffassung, die ja damals durch Tressan und andere neu belebt waren. Gewiß hat später Wächter diese Publikumsauffassung durch seine Studien etwas korrigiert, doch ist der Schüler wohl noch auf diesen Bahnen zu denken.

Noch behandelt er auch andere Arten Stoffe, die der jugendlichen Phantasie anziehend erscheinen mußten. An der historischen Grundrichtung hielt er aber im wesentlichen fest, sei es, daß er Themata der Geschichte entnahm oder neuere in die Vergangenheit versetzte. Wir finden zwar einen Meleager (ein Drama mit Musik), Behandlungen des akademischen Lebens und Treibens, bevor er es kannte, aber die meisten seiner poetischen Erzeugnisse sind offenbar diesem Zuge gesunder Jünglinge zum Männlich-Großen, Vorbildlichen in der Geschichte entsprungen. Das Große sucht eine tatenarme Zeit eben gern in der Vergangenheit, wenn es die Gegenwart nicht bietet, oder versetzt es dahin zurück, wenn die Gegenwart keinen Raum dafür hat. Wächter las als Knabe die alten Klassiker, besonders die Römer mit Begeisterung. Da traten ihm denn die eisernen Helden entgegen, er las in seinem Plutarch von großen Männern. Zur Lektüre der Alten kamen die Vertreter von Sturm und Drang, besonders Goethe, Klinger und Schiller, die damals noch mehr auf das Gymnasiastenherz wirken mußten als selbst heute, dann Klopstock und die Seinen. Namentlich die erst-

genannten betonten, und das mag Wächter als die Hauptsache erschienen sein: Männlichkeit, Kraft, Taten. Männliche Taten, auf die er sonst bei seiner Lektüre traf, besang er denn auch vornehmlich. So entnahm er der Olla Potrida einen Stoff, der durch den Untertitel hinreichend charakterisiert wird: San Pietro aus Korsika oder Mannsinn ist stärker als der Tod. Damals wurde er auch mit Hutten bekannt, er übersetzte mehrfach aus ihm.

Sehr sorglich wurden diese Poesien (meist dramatische, aber auch Gedichte, Aufsätze und Übersetzungen, zusammen 31 Nummern) in zwei Quarthefte übertragen. Die Existenz eines Registers dazu zeigt schon die pedantische Ader des späteren Veit Weber. Aber Veit Weber war er damals noch nicht, sondern auf der ersten Seite der Manuskripte stand: „Werke Haining des Harfners." Deutlich genug weist der Name auf die Klopstockianer und den Göttinger Hain, zu deren Anschauungen und Idealen er sich also damals bekannte. Von Klopstock ist auch eines der Motti, mit denen jedes Stück, wie auch später, versehen war. Wir finden neben den Römern und Neulateinern auch Leitworte aus manchen deutschen Dichtern, aus Cronegk, Lenz, Schink und Ewald, ohne daß wir wesentliche Schlüsse aus diesen Namen ziehen könnten, da wir die Stellen selbst nicht kennen. Auch Shakespeare, der ihn so stark angeregt hat, ward damals schon von ihm eifrig studiert, mußte ihm doch gerade dieser Dichter auch durch die Schröderschen Aufführungen nahegebracht werden.

Alle diese Elemente haben bunt durcheinander auf den jungen Menschen eingewirkt, doch da es uns nur darauf ankommt, bei den bekannt gewordenen Werken Wächters die einzelnen Fäden bloß zu legen, können diese Jugendarbeiten kein weiteres Eingehen beanspruchen. Vor allem interessiert uns bei ihnen: Wächter steht von Anfang an unter dem Einfluß des Götz; es besteht überhaupt eine ausgesprochene Neigung zum Historischen, besonders zum Mittelalter.

Die entscheidenden Einflüsse, die dieser Richtung zum Siege verhalfen, empfing Wächter erst auf der Universität. Nach wohlbestandenem Abgangsexamen, 1783, ging er nach Göttingen, um Theologie zu studieren.

Man muß sich in Göttingen eine Tradition unter den Studenten denken. Es war erst etwa zehn Jahre her, daß hier der Hain seine Blüte gehabt hatte, und noch immer standen dessen Mitglieder in Fühlung mit der Stätte ihrer Jugend. Dort erschien noch immer

trotz der Voßschen und der Leipziger Konkurrenz der Musenalmanach, den sie berühmt gemacht hatten; dort saß der Verleger Dieterich; dort war namentlich Bürger jetzt Dozent. Vielleicht blieb ihr Andenken auch durch ihren Gegner Lichtenberg frisch, dem sie ebenso ein Greuel waren wie die jungen Genies.

Dahin kam nun der junge Student. Historische und dichterische Neigungen beschäftigten ihn viel mehr, als sein Brotstudium. So lief er denn wohl öfter zu Spitteler und zu Meiners ins Kolleg, als zu seinen Theologen. Von Einfluß auf Wächters Auffassung des Mittelalters ist aber Meiners sicher nicht gewesen, denn dessen 1793/94 erschienenes großes Werk wendet sich direkt gegen unseren Wächter und seine Nachahmer, indem es auf 2046 Seiten im ausgesprochenen Gegensatz zu ihrer Ansicht vom Mittelalter eine reichhaltige Sammlung von Scheußlichkeiten jener Epoche bietet, der „die Aufklärung" gefehlt habe.[1]) Jedenfalls nahm Wächter sich mit Eifer mittelalterlicher Studien an, vielleicht durch Winke im Kolleg auf manche Werke besonders hingewiesen. Das Resultat war ein Generalüberblick, hier und da auch tieferes Eindringen in die Geschehnisse und Institutionen jener Zeit; wie weit in ihren Geist? das werden wir sehen.

Die allgemeine Tradition des Ortes brachte unter anderen verschwommenen Elementen des Hains vor allem das Nationale, das Demokratisch-Revolutionäre, den Tyrannenhaß usw., lauter Motive, die dem jungen Dichter schon vertraut waren. Der entscheidende Mann für ihn war aber Bürger. Der Kreis junger Studenten, dem auch Wächter angehörte, hatte sich im August 1784 zu einer literarischen Gesellschaft zusammengeschlossen, deren Ehrenmitglied Bürger wurde. Damit stellte sich eine persönliche Bekanntschaft her, die von Dauer sein sollte.

Wächters Art in seinen ersten veröffentlichten, hier entstandenen Schriften erinnert, vor der noch zu machenden Einschränkung, sehr an den Dichter der Lenore. Bürgerscher Einfluß wird auch in der Einzelbehandlung von „Männerschwur und Weibertreue" genauer nachgewiesen werden, stofflich freilich bei der Verschiedenheit der Dichtungsarten nur in geringeren Spuren.

---

[1]) Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vorteile und Nachteile der Aufklärung. von C. Meiners, Bd. I und II 1793, Bd. III 1794. Dort vgl. bes. I 3, 219 f., 377, wo M. wohl Wächter ganz besonders im Auge gehabt hat.

Das Verhältnis beider Männer möchte ich nun aber nicht so auffassen, als ob Wächter von seinem Muster schlechthin abhängig wäre. Die große Ähnlichkeit beider ist vielmehr bis zu einem gewissen Grade nur dadurch entstanden, daß verwandte Entwicklungsfaktoren verwandte Produkte gezeitigt haben. Beide haben volkstümliche Neigungen; beide Liebe zu Shakespeare und dem Kraftkultus der Genies, beide bewundern den Götz[1]), beide waren Niederdeutsche. In Wächters Jugendwerken sind doch so manche Symptome schon erkennbar, die ohne das erwählte Vorbild auf die gleiche Bahn geführt hätten. Wie sehr sich Wächter von dem Größeren innerlich freilich unterschied, wird beim Fortgang der Untersuchung klar werden. Vor allem ist er durchaus Aufklärer, ein Bürger kaum nachzusagender Zug.

Ich denke mir daher die Sache so: Wächter kam als eine, Bürger in allen hier in Betracht kommenden Zügen wesensverwandte Natur in Fühlung mit ihm. Er fand bei dem ältern und ungleich hervorragenderen Dichter alles das schon ausgebildet, was bei ihm selbst noch der Entfaltung harrte. Indem er sich hier nun gewissermaßen seiner eigenen Potenzierung gegenüber sah, nahm er sprunghaft das Resultat eigenen künftigen Werdegangs voraus, hing also insofern dann von Bürger ab. Damit übernahm Wächter auch zum Teil dessen Ausdrucksmittel und mancherlei Stoffliches. Der Unbedeutendere schloß sich dem Bedeutenderen an, aber nicht wegen dieses Qualitätsunterschiedes, sondern weil dieser nur auf einer höheren Stufe wesensähnlicher Entwicklung stand. Es war nicht so, daß Wächter als Knabe ohne ausgesprochene Grundrichtung sich dem ersten ihm begegnenden Größeren anschloß und dem nur einfach nacheiferte.

Wenn man diesen Sachverhalt sich vor Augen hält, muß man Bürger einen sehr großen Einfluß auf den neuen Ritterroman zugestehen. Ohne ihn wäre Wächter vielleicht nie zu seiner Art durchgedrungen. Da sich aber beider Wesen — selbstverständlich nur in den hier in Frage kommenden Dingen — doch als recht differenziert darstellt, habe ich Bürger nicht besonders berücksichtigt und manche beiden gemeinsame Erscheinungen allein bei Wächter zu erklären versucht.

Der Einfluß der Göttinger Sphäre ist also allgemein der des

---

[1]) Man denke nur an den bekannten Brief Bürgers an Boie. Strodtmann I 130.

Hains, im besonderen der Bürgers. Naturgemäß mußten diese Faktoren die Produktion der Studentenjahre bestimmen. Mancherlei ältere Pläne arbeitete Wächter um, er schuf auch manches Neue, das freilich nicht mehr erhalten ist. Wir kennen auch hier nur die Titel: Ein Lustspiel „Das Orakel" (August 1783), ein Studentenscherz, ein Trinklied, alles Gelegenheitsdichtungen. Interessant ist nur ein Titel: Falk von Falkenstein oder der deutsche Don Quixote in fünf Akten, ein Werk, das wahrscheinlich, wie der Untertitel besagt, die bizarren Seiten des Rittertums verspotten sollte, denn dafür gab es bei unserm Autor, wie wir sehen werden, kein Verständnis und keinen Raum in der Dichtung. Freilich kann der Name auch eine moderne Satire oder Parodie decken, doch hat unsere Annahme bei dem Überwiegen historischer Stoffe bei Wächter zum mindesten manches für sich.

Trotzdem die Arbeiten viel Lob unter den Freunden fanden, wollte Wächter sie noch nicht zum Druck geben. Da erwarben sich die beiden ersten Erzählungen des ersten Bandes der „Sagen der Vorzeit" in dem Maße den Beifall des verehrten Bürger, daß die Veröffentlichung beschlossen wurde.

Der Verleger Friedrich Maurer in Berlin brachte in seinen „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" 1785 und 1786 Proben aus dem ersten Buch von „Männerschwur und Weibertreue" und gab 1787 den ganzen ersten Band in Buchform heraus. Dieses Werk sollte Wächter, nicht nur in Deutschland, zum berühmten Manne machen.

Mit den „Sagen der Vorzeit" beginnt eine neue Epoche seiner Produktionen, schon äußerlich kenntlich durch ein neues Pseudonym. Dieser Wechsel des Dichternamens ist auch von innerlicher Bedeutung, denn jetzt erst konzentriert Wächter sich ganz auf das deutsche Mittelalter, trägt all sein Interesse auf diesen, historischem Studium damals schon erschließbareren Boden zusammen. Er verläßt jetzt die bisher meist geübte Art, in beliebiger Zeit, wenn es nur die Vergangenheit ist, seine Handlungen spielen zu lassen. Das Mittelalter, und zwar das deutsche, ist von jetzt an ausschließlich der Schauplatz der Erzählungen. Die erste Anregung durch den Götz kommt damit zur Herrschaft, ihr ordnen sich die anderen Dichtereinflüsse unter: die ungegliederte Masse kristallisiert. Hierzu tragen die antiquarischen Neigungen, die schon in der Kindheit rege wurden, im Studium sich erweiterten, wesentlich bei. Mit diesem

entschlossenen Zuwenden zum Mittelalter mußte nun „Haining der Harfner“ [1]) dem „Veit Weber“ weichen.

Ostern 1786 war Wächter ins Elternhaus zurückgekehrt. Immerhin hatte er sich im verflossenen Triennium soweit mit Theologie beschäftigt, daß er am 30. Oktober 1786 das Kandidatenexamen zu bestehen vermochte. Sein historisches Interesse war damals auf dem Höhepunkt. Er schrieb einen, freilich sehr oberflächlichen und kompilatorischen Aufsatz: „Über das Gute und Böse das Mittelalters“ und trug sich mit dem Plane einer Kostümanweisung für Aufführungen von historischen Dramen, der aber, wie so vieles andere, Projekt blieb. Als Kandidat der Theologie verlobte er sich denn auch baldigst, mit Maria Meyer (geb. 1771). Er predigte hier und da, legte aber das Schwergewicht auf das Unterrichten. Doch so sehr der Verkehr mit der Jugend der pädagogischen Seite seines Wesens zusagte und so hübsch seine Erfolge auf diesem Gebiete waren, so wenig kam er zu einer Lebensstellung, weder als Prediger noch als Lehrer. Voll Mißmut wollte er schon umsatteln und in Göttingen Jurisprudenz studieren, als seine Braut starb (1788).

Dieser Schlag beugte ihn tief. Er verfiel in Schwermut und konnte erst im Laufe vieler Monate durch die Zerstreuung kleiner Reisen und durch längeren Aufenthalt auf dem Lande soweit gebracht werden, daß er wieder arbeitsfähig wurde. Wie entscheidend dieser Trauerfall für seine Entwicklung gewesen, läßt auch seine Produktion deutlich erkennen, darum möchte ich hier das Ende der ersten Periode seiner veröffentlichten Schriften ansetzen.

Zu dieser rechne ich: Bd. I bis III der „Sagen der Vorzeit“, den Grundstock des „Gramsalbus“ und Bd. VII der Sagen, der augenscheinlich nur eine, wenn auch später überarbeitete Nachlese enthält.

In der Zeit vor dem Tode seiner Braut hatte Wächter die Erzählungen des zweiten Bandes der Sagen geschrieben, den dritten Band begonnen. Die Vorlage zu diesem „Tugendspiegel“, erst „Weiberspiegel“ genannt, bildete das später zu nennende alte Lied [2]) und anscheinend sollte auch der Roman ursprünglich nicht weiter

[1]) Der Name ist wahrscheinlich nach einem Sänger gewählt, der im „Fräulein von Garwin“, Deutsches Museum 1781 I. Stück vorkommt. Über Veit Weber siehe S. 114 f.

[2]) Vgl. S. 44.

reichen. Daß und wie sie dann von Wächter fortgesetzt wurde, zeigt schon das Hinüberlenken zur zweiten Periode. Auch chronologisch steht dieses Werk auf der Scheide: es wurde am 24. April 1788 begonnen, am 3. März 1789 vollendet. Von sonstigen Arbeiten ist ein schon in Göttingen begonnenes Lustspiel zu nennen „Rezensentenkitzel" (März 1787) und ein kleiner historischer Abriß der ersten Geschichte Hamburgs für ein Lesebuch. Es beginnt die kosmopolitische Periode im Leben, die tendenziöse in seiner Schriftstellerei.

Allmählich kehrte Arbeitslust und Lebensmut dem Kranken zurück; wieder suchte er nach einer Stellung, die ihm die Möglichkeit bieten sollte, vorwärts zu kommen. Um eine Professur am Grauen Kloster in Berlin zu erhalten, fuhr er zwar selbst hin, konnte sich aber auf keine der gestellten Bedingungen einlassen. Es war die Wöllnersche Zeit, und Berlin war wie wenige Orte, vor allem in den leitenden Kreisen, vom Unwesen der Geheimbündelei durchseucht. Da war denn ein Wächter nicht am Platze, der glaubte seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er sich den „Finsterlingen" fügte. Sein Auftreten imponierte, aber die gewünschte Stelle entging ihm.

Von diesem Erlebnis datiert offenbar der fanatische Haß gegen alle Geheimbündelei, der in seinen späteren Schriften so beherrschend hervortritt. Genährt wurde dieser wohl noch durch andere Personen. Er stand in Beziehung zu Forsters Familie, dessen Stellung zu den Rosenkreuzern bekannt genug ist.[1]) Auch in Hamburg suchten mehrere angesehene Freunde Wächters nach Kräften die Geheimbünde zu bekämpfen; diesen Gesinnungsgenossen ist Band IV und V der „Sagen der Vorzeit" gewidmet.[2])

Der Ausbruch der französischen Revolution mußte Wächter ebensosehr packen wie so viele der Besten unseres Volkes. Am 30. Dezember 1789 sang er jubelnd:

> Schon die Nachwelt, nicht vom Schein betrogen,
> bauet, letztes Jahr, dir einen Siegesbogen,
> reich geschmückt; auf goldnem Grunde
> prunken, wunderschön, die lieblichen Gestalten
> weise Freiheit, Bürgertreue; die, im Bunde
> mit der Menschlichkeit, das Füllhorn halten,
> so den Menschen, Menschenglück zuspendet.[3])

---

[1]) Siehe S. 101.

[2]) Siehe S. 101.

[3]) Hamburg. unpart. Correspondent, 1789, 30. Dez. (nach Wurm II, XVI).

Die nun eintretenden Ereignisse regten Wächter immer mehr zum Durchdenken politischer und sozialer Fragen an. Allmählich kam er zu bestimmten Ansichten. Das sind freilich nicht eigene und neue Gedanken, sondern aus der Fülle kursierender und behandelter Theorien setzte sich ihm allmählich ein gewisses durchdachtes Idealbild einer Verfassung zusammen, dem, wie er meinte, die Franzosen jetzt zusteuerten. Sein Interesse war daher anhaltend und ernst. Er sah nicht, wie die meisten, der Entwicklung der Dinge nur von ferne zu, sondern als sich die Großmächte gegen die Träger der Revolution verbanden, als die Sache der Freiheit und der Menschenrechte bedroht schien, da ließ er alles daheim im Stich und zog nach Frankreich, um an seinem Teil zu ihrer Erhaltung beizutragen. Da seine Stellung in Hamburg ihn nicht befriedigte, mochte ihm freilich dieser Entschluß besonders leicht werden.

Es ist diese Handlungsweise scheinbar so im Widerspruch mit Wächters deutsch-patriotischer Gesinnung, daß manche Biographen auf eigene Faust ihre Quellen verbessert haben und ihn in die hannöversche Armee eintreten lassen.[1]) Er zog aber wirklich nach Frankreich. Wenn man sich vor Augen stellt, welchen Klang damals das Wort „Mensch" hatte, seine „Rechte", seine "Freiheit", so läßt es sich wohl verstehen, daß diesem mächtigen Motiv gegenüber die Vaterlandsliebe zurücktrat. Es ist das ganz auch im Bürgerschen Sinne. Aus ihm ist das Motto zu V:

> Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
> Ist höchst erhabner Muth, ist Welt-Erlösertod:
> Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
> Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut rot.

Die Menschheit stand über der Nationalität.

So zog Wächter denn über Göttingen, wo er Bürger aufsuchte, nach Cassel, wo sich ihm sein Freund Philipp Wilhelm Diede[2]) anschloß; auch dieser wollte in die Reihen des französischen Heeres. In Mainz besuchten sie Forster und Karoline Böhmer, an die Wächter von Bürger empfohlen war und denen er dessen Manuskript der Übersetzung von Popes Eloisa brachte.

---

[1]) Meyers Groschenbibliothek; Strodtmann im Register der Briefe von und an G. A. Bürger; Koberstein V^5, 116 und andere.

[2]) Pseudonym P. Wilhelmi, siehe S. 123.

Nun ging es zu Schiff den Rhein hinunter. An einem schönen Sommertage (am 8. Juli 1792) saßen sie auf dem Verdecke, eine Flasche Rheinwein vor sich. Am Fuße der alten Ritterburgen, in dieser ganz mit historischen Erinnerungen und Denkmälern erfüllten Gegend, fuhr Wächter dahin, aber die Sache, der er sich ergeben, ließ von historisch-poetischer Stimmung nichts in ihm aufkommen. Der Freiheit galt das Lied, das die beiden sangen, nicht dem Vaterlande, und das ist äußerst charakteristisch.

Rien de grand sans l'espoir de l'immortalité,
Et pour la bien sentir vive la liberté.

Die Fröhlichkeit sollte ein unangenehmes Nachspiel haben. Beim Landen in Boppard wurden die Freunde von einer Rotte französischer Emigranten wegen dieses Liedes, mit dem bösen Wort liberté, angefallen und fast gelyncht. Entwaffnet, mehrfach verwundet und roh mißhandelt, schleppte man sie nach Koblenz vor das Bureau Français und sperrte sie nach Abfassung einer förmlichen Anklageschrift ins Gefängnis. Kein Protest, kein Paß konnte sie schützen. Da rückte zum Glück der Herzog von Braunschweig in Koblenz ein. Einer seiner Feldprediger, August Lafontaine, hörte zufällig Wächters Namen, der, wie man sieht, trotz des Pseudonyms schon bekannt genug war, und veranlaßte die Befreiung der Gefangenen. Immerhin dauerte es noch sechs Tage, bis sie in aller Form entlassen wurden.

Aufs äußerste erbittert über diese Erfahrungen und über das ganze tolle Treiben der Emigranten, das Wächter später im Anhang zum „Nachtbothen" zu schildern versuchte, gingen nun beide Freunde doch zur französischen Armee. Wächter wurde Hauptmann bei einem Dragonerregiment unter Dumouriez. Er machte als solcher verschiedene Schlachten mit, wurde auch am 6. November 1792 bei Jemappes am Kopfe verwundet, war aber am nächsten Tage wieder marschfähig. Als nach der Schlacht bei Neerwinden (am 18. März 1793) das Heer sich auflöste, kehrte er nach Hamburg zurück.

So war er denn wieder in der alten Umgebung und stand aufs neue vor der Frage, wie er zu bürgerlicher Selbständigkeit gelangen könne. Er schriftstellerte wieder, sichtlich mit abnehmender Lust und Kraft. Die Erlebnisse und Gedankengänge der letzten Jahre haben auf seine Romane entscheidend gewirkt und sie jetzt ganz

in den Dienst sozialer und politischer Tendenz gestellt. Die Ideen der Revolution und der Kampf gegen jede Art Geheimbündelei werden der Hauptinhalt, die ursprüngliche Fabulierfreudigkeit tritt zurück. So behandeln seine Dichtungen der Folgezeit, seiner zweiten Periode also, unaufhörlich diese beiden Themata. Man versteht diese Werke, sobald man IV und V versteht. Sie bieten nichts Neues und für uns Interessantes mehr. „Die Gründung der Bürgerfreyheit Hamburgs", die Fragmente „Die Eidgenossen", der „Wilhelm Tell" wiederholen immer wieder das im genannten Roman Behandelte. Vollendet wurde auch die „Betfahrt des Bruders Gramsalbus", deren frischeste Partien noch ins Jahr 1788 zurückreichen. Eine völlig charakterlose und matte Erzählung „Haiderös-lein", dazu Rezensionen und Kleinigkeiten in der bald eingegangenen „Hamburgischen Monatsschrift" und ein Dreiakter nach dem Englischen „Der Lindwurm" seien nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Überall nimmt die dichterische Kraft ab; diese Sachen wurden auch weniger gelesen, von der Kritik ignoriert. Sie werden daher in der Bibliographie — soweit sie zu unserm Thema gehören — aufgeführt, im übrigen aber in der eigentlichen Untersuchung nur selten herangezogen werden. Ganz besonders schnell hat Wächter das Maß ihm geschenkter poetischer Begabung verbraucht oder von grauer Theorie überwuchern lassen. Die Zeit seiner eigentlichen Blüte ist jetzt vorbei.

Von nun an kann auch die Biographie knapper werden und die weiteren Ereignisse seines Lebens nur kurz abmachen. Entscheidende Einflüsse hat Wächter von keiner Seite mehr erfahren; auch mit keiner literarisch hervorragenden Persönlichkeit jener Tage ist er in Fühlung gekommen.

1793 gründete sein Universitätsfreund Professor Voigt in Hamburg eine Privatschule. Wächter übernahm hier zunächst eine kleine Anzahl Stunden, die mehr und mehr wuchs. Als am 6. Mai 1797 seine Mutter, am 26. Oktober 1798 sein Vater gestorben, zog er ins Voigtsche Haus und widmete sich ganz dem pädagogischen Berufe. Dabei blieb ihm in den ersten Jahren noch Zeit zu größeren Reisen; so finden wir ihn 1807 in London, dann in Wien und in der Schweiz, wo die Schätze der alten Abtei im Engelberger Tale ihn besonders anzogen.

Er hatte nun in Hamburg erst wirklich festen Fuß gefaßt, in dieser Stadt einen Wirkungskreis und eine Lebensaufgabe ge-

funden. So schloß er sich denn immer fester an diese seine zweite Vaterstadt. Hatte er schon 1791 eine dichterische Darstellung der „Gründung der Bürgerfreyheit Hamburgs" begonnen und sie nach seiner Heimkehr vollendet, so beschränkte er jetzt seine historischen Studien ganz auf die hanseatische Geschichte, besonders die Hamburgs.

„Hamburg ist mein Vaterland. Das Land ist es dem Jüngling, welches ihm Mittel gewährt, als Mann nützen zu können. Wäre mein Vater länger im Lüneburgischen geblieben, ich würde dem Kalbfell gefolgt sein. Der anspruchlosen Wohltätigkeit Hamburgs verdanke ich, was ich weiß; ich wußte ihm meine Dankbarkeit nicht besser zu zeigen, als dadurch, daß ich die Knaben, welche meinem Unterricht anvertraut wurden, mit der Geschichte und Verfassung des Staates bekannt machte, welcher durch Bürgerglück für jede Erdenleiden entschädigt."

Wächter hatte sich in seinen Werken mehr und mehr vom Historisch-Realen entfernt, da die Gegenwart ihn zu sehr in Anspruch nahm. Er mochte das selbst fühlen, denn jetzt, im Leben und im Beruf stehend, vollzog er eine Trennung des Geschichtsforschers und des Dichters. Seine dichterischen Produkte tragen nach wie vor den Stempel der zweiten Periode, doch seine geschichtlichen Studien führten nun ein Sonderdasein und wandten sich rein wissenschaftlich der Vergangenheit seiner neuen Heimat zu. Der dichtende historische Dilettant, der er bisher war, bleibt teils Dichter, teils wird er zum Historiker. Es setzt so allmählich eine dritte Periode ein, in der sich im Leben die Wandlung vom Weltbürger zum Vaterlandsfreunde vollzieht.

Darum blieben auch die weiteren geplanten Historien unausgeführt. Er zog es vor, diese historischen Themata nicht mehr dichterisch, sondern wissenschaftlich zu behandeln. Zur Ausarbeitung hätte ihn die politische Lage Hamburgs auch kaum kommen lassen, die ihn, den wieder national Gesinnten, voll in Anspruch nahm.

1806 begann die Franzosenzeit, die wie ein schlimmer Alb auf der Einwohnerschaft lag. Die deutsche Sache war jetzt die der Freiheit, darum eilte auch Wächter nach dem Einzuge der Russen unter Tettenborn, im Frühjahr 1813, in die Reihen der neugebildeten Bürgergarde und führte von der Schulbank weg seine Schüler unter die heimischen Fahnen. Ein Mann, der wie er

den Krieg schon kannte, war doppelt willkommen; er wurde Befehlshaber einer Kompagnie und unter Dr. von Heß, dem Chef des Bürgermilitärs, Major. Doch das Glück war den Vaterlandsverteidigern nicht hold. Die Bürgergarde wurde aufgelöst, die Franzosen kehrten zurück und Wächter mußte nach Altona fliehen; erst kurz vor Beginn der eigentlichen Belagerung kehrte er nach Hause zurück.

Wieder trat er in den Dienst der vaterländischen Sache und wirkte als Adjutant des bekannten Oberspritzenmeisters Repsold bei der Verteidigung nach Kräften mit. Dieses sein Verhalten war es vor allem, das ihn bis an sein Lebensende so beliebt bei seinen Mitbürgern machte. Auch einige kleinere Schriften mochten bei lokalpatriotischer Nachsicht sehr gefallen haben, wenn sie Siege feierten oder zum Kampfe gegen die Fremdlinge ermahnten.

1814 bekam Voigt durch Vermittelung des Generals Berg einen Ruf nach Riga. Die Schule übernahm Wächter, der nun ganz in seiner Lehrtätigkeit aufging. Einstimmig rühmen seine Schüler weniger die Art, wie er ihnen positive Kenntnisse beibrachte, als vor allem seinen persönlichen Einfluß. Unermüdlich war er, Wahrheitsliebe, Ehrenhaftigkeit und Pflichtgefühl in ihnen zu wecken und zu erhalten. Gutmütig und stets hilfsbereit sah er freilich nicht genug auf die praktischen Forderungen des Tages und so quälten ihn oft Geldsorgen. Sie wurden nicht besser durch seine Heirat (am 27. August 1821), denn seine Gattin, die Witwe Friederike Moltrecht, geborene Preller, brachte ihm fünf Stiefkinder mit, schenkte ihm auch noch drei eigene. (Sie starb, 78 Jahre alt, am 31. Januar 1866.) Die Schule trug schließlich so wenig ein, daß sie 1827 aufgegeben werden mußte. Mit Vorlesungen aus der Geschichte Hamburgs, mit Privatstunden und einem Hilfsarbeiterposten an der Stadtbibliothek suchte Wächter sich dann durchzuschlagen, so gut es eben ging. Doch nahm er bis in seine letzte Lebenszeit an allen kommunalen Fragen lebhaften Anteil und schrankenlose Ehrlichkeit der Selbsteinschätzung verließ ihn auch in dieser Notlage nicht. Die Redaktion einer angesehenen politischen Zeitung lehnte er ab, um nicht gelegentlich gegen seine Überzeugung schreiben zu müssen. Auch den Vorschlag eines Verehrers auf der Insel Ufenau im Züricher See, seine Lebenstage in Sorgenfreiheit und Muße bei ihm zu verbringen, wies er von der Hand, da er keine entsprechende Gegenleistung zu bieten vermöge.

Wächter starb am Morgen des 11. Februar 1837 an der Grippe. Sein Andenken blieb in hohen Ehren in Hamburg. Fünfundzwanzig Jahre später, zu seinem hundertsten Geburtstage, setzten ihm der Verein für Hamburgische Geschichte und viele frühere Schüler und Verehrer auf dem Petrikirchhofe ein Denkmal. Die Inschrift lautet:

„Dem edlen deutschen Manne, Leonhard Wächter, genannt Veit Weber, geb. 25. November 1762, gest. 11. Februar 1837, dem Dichter, Kenner der Vorzeit, treuen Bürger und Lehrer, von Freunden und Schülern, 25. November 1862."

I.

Welches sind die Quellen von Wächters Kenntnis des Mittelalters, und wie hat er sie benutzt?

Wächter legte ganz besonderen Wert auf Treue des Kolorits, er war von allen Autoren, die sich auf gleicher Bahn bewegten, entschieden der, der es am gründlichsten damit nahm. Aber er lebte in einer Zeit, in der es schwer fallen mußte, selbst bei dem größten Eifer, sich auf Grund der vorhandenen Hilfsmittel eine Grundanschauung über das deutsche Mittelalter zu bilden. Es war noch so wenig getan, jene Folge dunkler, unbekannter Jahrhunderte zu erhellen, dem Forschenden auch nur Material zu bieten, geschweige denn verarbeitetes Material. Dazu war Wächter doch Dilettant, wenigstens anfangs, und nicht Fachmann. Er war Theologe von Haus aus und konnte dieses Studium nicht allzusehr vernachlässigt haben, denn sonst hätte er sein Examen nicht schon nach sechs Semestern bestanden. Später war er Lehrer, noch dazu ein vollbeschäftigter und konnte seine geschichtlichen Studien nur nebenbei treiben. Zeit für sie allein hatte er nur in den auf 1786 unmittelbar folgenden Jahren, doch ist schon Ende 1786 sein Aufsatz „Über das Gute und Böse des Mittelalters" fertig, schon Anfang 1789 sein Tugendspiegel und damit also der Schluß seiner ersten Periode erreicht. Dilettant war und blieb er also durchaus. Dem scheint freilich manches zu widersprechen.

Auffällig ist schon äußerlich der gelehrte Apparat, die vielen Anmerkungen in Wächters Romanen. Das Bedürfnis nach Quellenangaben hatten hier und da auch die Naubert, später viele von

Wächters Nachahmern, sogar Cramer und Schlenkert.[1]) Aber keiner versucht in dem Maße Echtheit des Kolorits zu erreichen. Der Vorwurf, der dem Götz schon so früh gemacht wurde[2]), wagte sich an Wächter lange Zeit nicht heran. Er spricht auch zu seinem Publikum gern als gelehrter Historiker. Er behauptet, auf Grund seiner geschichtlichen Kenntnisse unbedingte Realität zu bieten: „Hier ist nicht Dichtung sondern Wirklichkeit" sagt er schon als Knabe von seinen Erstlingen. Wahrheit und Natur, fern von Ideal und Karikatur, soll sein Ziel sein (J. a. J. 1787, Febr. S. 127); darum erklärt er auch, bei Schilderung des Mittelalters „in des Höllenbreugels Manier mahlen" zu müssen, so sauer das auch seinen Lesern würde: „Gruppen von Liebesgöttern und Schäferstundenauftritte würden auf einem solchen Grunde Mahlergrillen seyn" (II 5—7). Ein wenig freilich müsse man doch auf die Gegenwart Rücksicht nehmen, aber sich immer noch den Grad geschichtlicher Treue wahren, daß man jedes Jahrhundert nach seinem eigenen Kolorit schildere (III 4—5). Wer so redet, macht den Anspruch, als Kenner der Vergangenheit zu gelten. Wie weit Wächter das wirklich war, wird die Untersuchung ergeben; seinen Zeitgenossen erschien er als solcher.

Es ist nun schwer, der Belesenheit eines eifrigen Dilettanten nachzugehen, die Hauptquellen seiner Kenntnisse aufzufinden, zumal wenn auf die innere Erfassung jener Zeiten — das muß schon vorausgenommen werden — der gesamte Lernapparat so gut wie keinen Einfluß gehabt hat. So muß sich die folgende Untersuchung oft an anscheinend äußerliche Dinge halten, um zu Resultaten zu kommen, nämlich vor allem an Wächters Anmerkungen.

Durch 346 Fußnoten, zum Teil mit Angabe der Quellen, sind wir äußerlich in den Stand gesetzt, über die Herkunft von Wächters Wissen uns zu informieren. Vor dem Beginn der Untersuchung sei denn noch einiges über die Anmerkungen gesagt:

1. Wächter erläutert im Text vorkommende Bräuche, Sitten, Institutionen usw. in Noten von der Länge mehrerer Seiten (VI) an bis zu wenigen Zeilen.

[1]) Besonders naiv ist Schlenkert, der in jeder Vorrede größte geschichtliche Treue und genaueste Nachweise verspricht, sie aber nicht ein einziges Mal wirklich liefert, weder bei Rudolf von Habsburg, noch bei Friedrich mit der gebissenen Wange, noch bei Heinrich IV.

[2]) Goethe hätte mehr historische Studien machen sollen. Merkur 1773, IV 257.

2. Er gibt literarhistorische Belege, Zusätze und Erläuterungen.
3. Er erklärt alte Worte, zum Teil auch deren Ethymologie.
4. Wir begegnen schließlich Anmerkungen, die den Charakter von Vorreden tragen. Was in Ho. als Vorrede wirklich auftritt, in VII 1) als Nachwort erscheint, finden wir am Anfange von II und III in der Form der Anmerkung. Wächter läßt sich hier über seine Stellung zum Mittelalter, seine Auffassung von Sage und Geschichte usw. aus.

Um ein Bild von dem Verhältnis der einzelnen Stoffgebiete in den Anmerkungen zu bekommen, diene uns die folgende Statistik:

In I—VII und Ho. gehören zu

Gruppe I 182 (davon kirchliche 67)
„ II 24
„ III 125
„ IV 15

im ganzen also 346, von denen 81 auch die Quelle angeben. Die Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen lassen sich freilich nicht scharf ziehen, so ist die Zuteilung wohl auch manchmal im Einzelfall anfechtbar, doch bleibt das Gesamtbild wohl bestehen.

Die vierte Gruppe wurde schon betrachtet, also ist die Quellenfrage für Kulturgeschichte, Literaturgeschichte und Sprache zu beantworten.

1. Kulturgeschichtliche Quellen.

Wie hat man sich den Weg zu denken, den ein Mann, wie Wächter, zu seiner Zeit einschlagen mußte, um sich historische, vor allem kulturhistorische Kenntnisse zu erwerben?

Da er nicht der erste Dichter war, der sich im XVIII. Jahrhundert mit dem Mittelalter beschäftigte, sich vielmehr auf der Spur von Vorgängern bewegte, so fand er schon eine bestimmte Tradition vor. Die Verfasser der Ritterdramen hatten fast durchgängig keine Studien für ihr Kolorit gemacht, und wie sie in allen Einzelheiten dem Götz nachgingen, so taten sie es auch hier. Mochten kleine Züge aus der anderen, sonst bisher streng getrennten Richtung der Ritterdichtung, der französierend Wielandschen mit hinüberdringen, sie verschieben das Bild nicht.

Diese übernommene Summe von Vorstellungen und Annahmen, diese ererbte Überlieferung, neben dem als Muster hingenommenen neuen Vorbild des Götz ließ sich von zwei Seiten verbessern. Diesen wandte sich der Wißbegierige also zunächst zu. Das waren die neueren, großzügigeren Geschichtswerke und manche Zeitschriften; das waren ferner deren Quellen und überhaupt alles authentische Material.

Zunächst die Geschichtswerke. Ihnen verdankte Wächter eine bestimmte Summe von historischen Kenntnissen, vor allem wohl einen Überblick über die einzelnen Epochen der deutschen Geschichte von den Zeiten der alten Germanen an. Die geschichtlichen Ereignisse, die Personen der Regenten, die wichtigsten Schlachten: also etwa, was man in der Schule lernt, entnahm er diesen Werken. Ihre Lektüre müssen wir uns aber unter einem bestimmten Gesichtspunkt denken, und den erhalten wir, wenn wir einen Blick auf Wächters historisch dichterische Produktionen insgesamt werfen. Nur einmal in der „Gründung der Bürgerfreyheit Hamburgs" hat er einen historischen Stoff behandelt, während seine sämtlichen anderen Dichtungen an Sagen oder an Erfindungen anderer angelehnt oder frei erfunden sind. Es ergibt sich schon daraus, daß seine Studien im wesentlichen kulturhistorische sein mußten. Er strebte nicht danach, geschichtliche Individualtatsachen möglichst vollständig zu erkennen, ihnen kritisch näher zu treten; nicht das Was, sondern das Wie wollte er erfassen, die Art der Zeit, nicht die einzelnen Geschehnisse. Die Frage, die er bewußt und unbewußt an jedes Buch stellte, war: Was kann ich aus der Lektüre für mich als dichterischen Darsteller des Mittelalters daraus lernen? So kam er auf die Geschichte kleiner Territorien, da hier dem Kleinleben der geschilderten Zeiten mehr Raum bleiben konnte.

War neben anderen Werken sein Leitfaden für alle seine Studien ganz offenbar Schmidts Geschichte der Deutschen gewesen (denn sie zitiert er fortwährend), so las er im besonderen die bekannteren neueren Territorialgeschichten: Müllers Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die damals so viel Aufsehen machte; Spittelers Geschichte des Fürstentums Hannover und manche mehr. Die erste Stelle nimmt aber Möser mit seiner Osnabrückeschen Geschichte, wie mit seinen Patriotischen Phantasien ein. Hier mag Wächter mancherlei angezogen haben: das Betonen des Nationalgefühls, des Kolorits, die Verteidigung des Faustrechtes und der männlichen Selbsthilfe,

aber – das eigentliche Wesen der Möserschen Auffassung war zu verschieden von dem unseres Dichters, als daß dieser ihr hätte wirklich folgen können. Mösers Schriften sind aber auch damals fast durchweg nicht verstanden worden: Es waren nur sehr wenige, bei denen seine Anschauungen auf fruchtbaren Boden fielen. Zwei Züge, wie wenig selbst im literarischen Leben Stehende seine Persönlichkeit erfaßt hatten: Gleim hielt ihn für den Barden Ringulph [1]) und der Nachruf von Broxtermann im Teutschen Merkur erwähnt gar nicht den Historiker in Möser.[2])

Wächter schrieb Ritterromane, für die er ein möglichst echtes Kolorit suchte: dies Streben hätte Möser gebilligt, er hat es vielleicht mit geweckt, aber nie hätte er das Rittertum als Kern des Mittelalters aufgefaßt; das Ritter- und Lehnswesen ist ihm nicht das Wesentliche, sondern die freien Landgemeinden. Konnte ein Wächter mit einem Historiker zusammengehen, der die Geschichte seines Stiftes als die „einer Handelskompagnie" schrieb? Das konnte schon der Fachmann der alten Schule nicht, erst recht nicht der Dilettant. So hielt Wächter sich denn mehr an die Patriotischen Phantasien, als an die Osnabrückesche Geschichte – deren Abschnitte über die Feme (VI) vielleicht ausgenommen – und in diesen natürlich besonders an den bekannten Aufsatz: „Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen" (früher: „Von dem Faustrecht"). Manche Sätze daraus [3]) konnte Wächter unbedingt unterschreiben, z. B.:

„Die Zeiten des Faustrechtes in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeiget hat." [4])

Wenn an anderer Stelle Möser klagt, unsere Leidenschaften seien heute alle so matt geworden, selbst die Liebe, die allein noch tätige [5]), „führt uns lange nicht mehr zu den heroischen Taten, welche die Ritterzeiten bezeichnen," so berührt sich das eng mit dem von Wächter Gepredigten. Nutzbringend hat er aber Möser nicht studiert,

---

[1]) Ehrmann, Die bardische Lyrik im XVIII. Jahrhundert. Dissertation, Heidelberg 1892, S. 17.

[2]) 1794, Februar, S. 205.

[3]) Vgl. S. 80 ff., die Figur des Ritters, bes. S. 87 ff.

[4]) Patriotische Phantasien von Justus Möser in Sämtliche Werke, I—V, Berlin 1842. Bd. I, S. 395.

[5]) A. a. O. III 88.

sonst müßte seine Grundanschauung vom Mittelalter viel mehr von Möser beeinflußt sein und beider Meinung nicht fast nur in dem gemeinsamen Preise dieser guten alten Zeit zusammengehen.

Eine weitere Gruppe von Quellen bilden dann die speziell kulturhistorischen Werke: Fischers Geschichte des deutschen Handels, Stettens Kunst- und Handwerksgeschichte von Nürnberg u. a. Dazu kommen sonstige, hier und da aufgelesene Brocken, selbst aus modernen Reisebeschreibungen.

Besonders willkommen war ihm natürlich bereits verarbeitetes kulturgeschichtliches Material oder Monographien über einzelne Institutionen und Gebräuche. Wie manche seiner Nachahmer oder Vorgänger schildert er einmal ein Gottesgericht II 1) oder läßt die Femrichter tagen I 1), VI, aber wenn er das tut, so hat er sich vorher aus einschlägigen Werken darüber informiert, kann also für das Gebotene einstehen und seinen Lesern das Nachkontrollieren durch Fußnoten ermöglichen. So sehr der Satz, Wächter wolle Geschichte lehren, das ganze Bild seiner Tätigkeit verschiebt und verzerrt, in diesem Falle, aber nur in diesem, paßt er einmal. Dafür ist besonders charakteristisch der Band VI, der freilich hinter Wächters eigentlicher Blütezeit liegt. Wenn der Verfasser hier die verschiedenen Arten der Femjustiz einzeln vorführt, sie in Anmerkungen als Beispiele ausdrücklich bezeichnet, so will er entschieden lehren, ein richtiges und erschöpfendes Bild des gerichtlichen Verfahrens der Feme beim Leser erzeugen.

Aus der Lektüre von Büchern genannter Art ergänzte und berichtigte sich ihm das Bild vergangener Zeit. Er las diese modernen Werke und notierte sich besonders charakteristische Züge mit Angabe der Quellen zum späteren Gebrauch. Dabei ist er bibliographisch entweder peinlich genau — oder gerade umgekehrt. Ein Mittelding kommt kaum vor.

Diese letzte Beobachtung gibt uns eine kritische Handhabe, die zunächst freilich äußerlich erscheinen mag, bei Beantwortung der nun nötigen Frage: Was hat denn Wächter von authentischem Material selbst gelesen, auf dem die Historiker doch basierten? Er hat ja oft genug Quellen zitiert, scheint also selber aus ihnen zu schöpfen!

Vergleichen wir einmal folgende Quellenangaben:

Annales Fuldenses s. II 283
Baron in Ao 439 s. Ho. 195
Chronicon Urspergense s. IV 164
Chrysostomus s. Ho. 412

erſtlich mit denen aller modernen genannten Bücher und dann mit folgenden älteren:

III 80: J. L. Gottfried, Chronik der vier Monarchien von Erſchaffung der Welt bis auf unſere Zeiten. Frankfurth am Mayn 1542[1]), S. 500, 501, 502.

Ho. 50: Liber aureus, inſcriptus Liber conformitatum vitae Beati et Seraphici patris Francisci ad vitam Jeſu Chriſti Domini noſtri &c. Bononiae 1620. Lib. I. Fruct. 3, Pag. 81, Col. I.

Ho. 143: Ordres monaſtiques. Hiſtoire extraite de tous les auteurs, qui ont conſervé à la poſtérité ce qu'il y a de plus curieux dans chaque ordre &c. A Berlin (Paris) 1751. Tom. III. Pag. 233.

Liegt bei dieſem Unterſchiede nicht die Vermutung nahe, daß Wächter nur die Bücher, aus denen er ſorgfältig und mit einer gewiſſen Freude an der Vollſtändigkeit zitiert, ſelbſt in der Hand gehabt habe? In allen anderen Fällen hat er dann offenbar ſeinem Exzerpte aus Schmidt oder Müller uſw. die von dieſen in Anmerkungen gemachten Quellenangaben beigefügt, bei Verwendung der Notizen aber nur die Urquelle angegeben. Das ſah erſtens viel gelehrter aus, zweitens war es ja auch keine Fälſchung des Autors, denn er glaubte eben ſich auf ſeine Gewährsleute verlaſſen zu können, drittens war dieſes Verfahren damals viel geübt. Ein ſehr gutes Gewiſſen wird er freilich kaum dabei gehabt haben.

Dieſe Wahrſcheinlichkeit zur abſoluten Gewißheit zu machen, ſehe ich kein Mittel. Ein Nachkontrollieren der Zitate, ſoweit ſie genau ſind, führt nicht weiter, denn der Fehlerquellen ſind zu viele. Zwei Schreiber und zwei Setzer waren nötig, bis die Anmerkung unter dem Satz ſtand; ſo konnte gar leicht die Angabe falſch werden, ohne daß man erkennen kann, ob die Schuld den Mittelsmann trifft oder Wächter. Ob das Zitat richtig oder falſch iſt, läßt ſich feſtſtellen, eine Folgerung daraus zu ziehen iſt unmöglich. Tatſächlich ergeben Stichproben eben ſo oft richtige, wie falſche Zitierung.

Eine Steigerung der Wahrſcheinlichkeit iſt aber wohl möglich. Es zeigt ſich in einem Falle das Folgende.

[1]) Druckfehler für 1642.

Wächter zitiert den Ausspruch:

I 39/40: „Monasteria execranda prostibula sunt, lascivorum et impudicorum juvenum ad libidines explendas receptacula, utidem hodie sit, puellam velare, quod ad publice scortandum exponere."

Als Autor dieses Satzes gibt Wächter an in den Ephemeriden 1785, II 32: St. Klemanus; in I 40 (1. Aufl. 1787): Clemanus; in II (1788) wird am Schluß als Berichtigung mitgeteilt, der Schriftsteller heiße Nicolaus de Clemangis, sein Buch De corrupto Ecclesiae statu; das Versehen sei durch einen Druckfehler zu erklären. In I 40 (2. Aufl. 1790) wird dann richtig zitiert, zugleich ins Deutsche übersetzt, doch fehlt jede nähere bibliographische Angabe.

Den zitierten Satz nun finde ich annähernd um dieselbe Zeit in:

J. G. Zimmermann, Betrachtungen über die Einsamkeit 1784, T. II, Kap. VII, S. 334/5.[1])

Hummel, B., Nachricht von seltenen Büchern, 1780, I, S. 134.

L. Meiners, Historische Vergleichung ....[2]), I 285 p.

Matthäus und Veit Konr. Schwarz ....[3]), S. 147.

Jenes Urteil war also damals bekannt und beliebt, nicht nur bei Fachleuten.

Hält man nun diese beiden Beobachtungen nebeneinander, so ergibt sich nahezu als sicher, daß Wächter dieses Zitat aus irgend einem Autor entnommen, aber nicht das Werk selbst studiert hat, dem es entstammte. Er hielt den Nicolaus de Clemangis offenbar zuerst für einen latinisierten Kleemann, bis er irgendwie eines Besseren belehrt wurde und sich hinter einem Druckfehler verschanzte. Es war ihm sichtlich unangenehm, daß ihm so etwas begegnen mußte, er wollte durchaus als Gelehrter und Fachmann erscheinen. Dieser Fall ist lehrreich; man darf eben den vielen Zitaten nur mit äußerster Vorsicht gegenübertreten.

Die vorstehende Art der Argumentation erscheint äußerlich, doch ist sie berechtigt. Wächter verrät eine solche Zitierfreudigkeit durch alle seine Werke, daß ich glaube, er hat, soviel er konnte, in den Anmerkungen untergebracht. Das Bedürfnis, peinlich genau zu zitieren, ist ebenfalls unverkennbar. Folglich ist die Annahme

---

[1]) Deutsch und ohne Angabe der Quelle.

[2]) Genauer Titel S. 12.

[3]) Genauer Titel S. 36.

gerechtfertigt, daß wir in den Anmerkungen fast alle seine Quellen vor uns haben und daß diese sich schon äußerlich als solche kennzeichnen, die er eigener Lektüre und solche, die er einem Mittelsmanne verdankt. Allen diesen Quellen entnimmt er aber nur kleine Züge aller Art und nichts anderes, lauter Läppchen, aus denen er dann ein Gewand zusammenstückt. Es verbietet sich hier also auch der Weg, durch Lektüre der angegebenen Quellen und Vergleichung mit Wächters Werken zu ermitteln, ob eine wirkliche Bekanntschaft oder ein Zitieren aus zweiter Hand angenommen werden soll. Mithin muß es bei einer großen Wahrscheinlichkeit bleiben, die ich geneigt bin, der Gewißheit gleich zu achten.

Soweit über die Quellen im allgemeinen. Über zwei Gebiete hat sich aber Wächter ganz besonders zu informieren bestrebt: über das Rittertum und über die Mißbräuche der katholischen Religion.

Für ihn lag das Schwergewicht im Mittelalter auf dem Rittertum, das ist in der Natur der Sache begründet für einen Nachahmer des Götz, und das wird auch die Untersuchung noch weiter zeigen. Information über das Rittertum mußte also sein Hauptinteresse sein. Mancherlei boten natürlich schon historische Werke über dieses Gebiet, der Grundstock aber aller Spezialkenntnisse, die Quelle aller Zeitschriftenabhandlungen dieser Art war damals ein französisches Werk:

J. B. de la Curne de Ste.-Palaye, Memoires sur l'ancienne chevalerie ..... Paris 1759—1781 (auch 1781 wieder), 3 vol. kl. 8°.

Es war dieses Buch unbestrittene Autorität, die gründlichste und fast einzige Behandlung des Themas. Deutschland hatte kein ähnliches Werk aufzuweisen. Wollte also Wächter sich nicht mit der allgemeinen Schablone begnügen, so mußte er vor allem dieses Buch studieren.

Ich halte nun allerdings die durch Ste.-Palaye vermittelten Kenntnisse für den Grundstock, den Ausgangspunkt von Wächters Studien. Stellen wir freilich die Gesamtauffassung beider Autoren nebeneinander, so scheint ein Abhängigkeitsverhältnis fast ausgeschlossen, das wird sich erkennen lassen, wenn diese Arbeit das Gesamtbild des Wächterschen Mittelalters in seiner Erscheinung und nach seinen Gründen gezeigt haben wird. Ste.-Palaye war Historiker, der streng wissenschaftlich, auf einer Fülle unbearbeiteten Materials fußend, jene Zeit aus ihr selbst darzustellen suchte, dem die Gegenwart in sein Mittelalter höchstens dann hineinsprach, wenn ihre

Gebräuche und Sitten sich als interessante Ausläufer ferner Jahrhunderte zeigten. Er ist trocken und büchergelehrt genug, um fast sine ira et studio zu schreiben. Er suchte für keine vorgefaßte Meinung Belege, für keine Zeitmotive ein Gewand. Eine innere Übertragung seiner Anschauungen auf Wächter ist also ausgeschlossen.

Und doch ist die Beeinflussung im einzelnen groß. Auf ihn gehen die meisten Schilderungen der Sitten und Gebräuche zurück. Fast nie verstößt darin Wächter gegen seine Quelle. Die Frage aber, ob er hier Mittelspersonen gefolgt ist, oder dem Werke selbst, läßt sich aus manchen Zügen beantworten.

Zunächst zitiert er in einer seiner vielen Anmerkungen diese Quelle (nur einmal!). Auf ein solches Zitat würde ich im allgemeinen keinen großen Wert legen — darüber oben —, doch zitiert er den Titel annähernd genau, und das ist zu beachten.

Es finden sich sodann Anmerkungen, die den Eindruck von Übersetzungen aus Ste.-Palaye machen, nicht immer ganz wörtlich, aber in dieser inhaltlichen Übereinstimmung als unabhängig gar nicht denkbar. Dazu weisen die gelegentlich erscheinenden französischen Worte auf eine französische Quelle.

Von dem Werk Ste.-Palayes erschien 1786, 1788 und 1791 eine dreibändige Übersetzung von Klüber.[1])

Da die „Sagen der Vorzeit" erst seit 1787 in Buchform erschienen, konnte sehr wohl manches dieser Ausgabe entnommen sein. Doch ist es schwer den Sachverhalt sicher festzustellen, solange wir keine wörtliche Übereinstimmung finden. Darum wähle ich aus der Fülle von Anmerkungen, die auf Ste.-Palaye zurückgehen, einige aus, in der Wächter nicht nur nach dem Gedächtnis, aus dem Vorrat einmal erworbener Kenntnisse seine Anmerkung macht, sondern wo er offenbar seine Quelle nachgeschlagen hat.

Wächter erläutert I 121 unter dem Text die Gebräuche bei der Entehrung eines Ritters. Dabei hält er sich nicht streng an die Satzfolge des Originals, verkürzt und erweitert. In den Partien aber, die einfach übersetzt sein können, ist der deutsche Text immer anders, als der getreue Klübersche (I 132). Diese Erscheinung

---

[1]) Das Ritterwesen des Mittelalters, aus dem Französischen des Herrn de la Curne de St. (sic!) Palaye mit Anmerkungen von D. Johann Ludwig Klüber. Nürnberg. Bd. I 1786, Bd. II 1788, Bd. III 1791.

macht es schon wahrscheinlicher, daß Wächter Ste.-Palayes Werk selbst benutzt hat.

Dazu kommt, daß (S. d. V. IV 284) vom Chevalier d'un Eseu die Rede ist, den Klüber nicht mit seinem französischen Namen nennt (Kl. II 184). Gewißheit gibt S. d. V. I 262. Dort erzählt Wächter von der Sitte, sich in der Kutte über dem Harnisch begraben zu lassen (Kl. I 147) und erwähnt dabei, ebenso wie es Ste.-Palaye in den Anmerkungen tut, die dafür von den Mönchen verlangte Dotierung ihrer Klöster. Diese Anmerkung erschien aber bei Klüber ein Jahr nach Herausgabe von S. d. V. I erst 1788 (Kl. II 256). Folglich muß auch dieser Zug dem Originale entnommen sein. Die Übersetzung kannte Wächter außerdem, denn S. d. V. II 211 übersetzt er courtoisie ebenfalls mit „liebreiche Gefälligkeit" (Kl. I 41), und lehnt sich S. d. V. II 103 wörtlich an Klüber an (Kl. II 103), der hier seine Vorlage ergänzt. Dessen hier genannte Quelle hat Wächter schwerlich eingesehen, entsprechend seiner Gewohnheit, Zitate zu übernehmen. Für die späteren Anmerkungen mag er wohl die deutsche Ausgabe mehr zu Rate gezogen haben, da sie sich in seinem Besitz befand; seit wann freilich, vermag ich nicht zu sagen.

Manche ganz besonders mit dem Ritterwesen sich beschäftigende Notizen finden sich aber in keinem der genannten Werke. So kümmert sich Ste.-Palaye z. B. fast gar nicht um die Bewaffnung des Ritters; hier holt ein anderes ebenfalls französisches Werk das Fehlende nach, nämlich Du Mailly, Esprit des croisades, das 1782 ohne den Namen des Verfassers übersetzt worden war.[1]) Aus der den ersten Band umfassenden Einleitung hat sich Wächter dann auch mancherlei Kenntnisse geholt, wie S. d. V. I 126 (Du M. I 291) und andere. Daß er nicht das Original benutzt hat, zeigen S. d. V. I 309 und I 313, die fast ganz wörtlich mit der Übersetzung Du M. I 306 und I 302 übereinstimmen.

Nun ist aber Wächter einerseits nicht bei der Information durch diese Lehrmeister geblieben und hat sie anderseits nicht genügend ausgenutzt. Eine Fülle von wesentlichen Zügen des Rittertums wollte und konnte er nicht brauchen, den Grund finden wir noch. Manches war auch zu exklusiv französisch und daher nicht verwendbar. Was also hier fehlte, das wurde durch speziell Deutsches ersetzt.

[1]) „Geschichte der Kreuzzüge . . . ." Leipzig 1782, 2 Bde.

Stellen wir wiederum das Rittertum in den Vordergrund, so begegnen wir zuerst Rüxners Turnierbuch.[1]) Wächter mag durch Zufall oder durch Hinweis, im historischen Kolleg etwa, auf dieses Werk gekommen sein. Hier fand er ein altes Zeugnis für das Blühen der Ritterzeit auf deutschem Boden, besonders willkommen einem so national gesinnten Mann. Konnte aber Rüxner ihm wesentliche Züge leihen für das Bild jener Zeit? Doch wohl nicht. Das Buch enthält, nach einer Schilderung der angeblichen Begründung der Turniere durch Heinrich I., die zwölf Turnierartikel und dann in endloser ermüdender Folge die Beschreibung der Turniere bis ins XVI. Jahrhundert, die Namen, zum Teil auch die Wappen der Mitkämpfer usw. Da ist nun interessant zu sehen, wie Wächter sich zu dieser Quelle verhalten hat.

Mit den Worten Rüxners gibt er kurz den Zweck der Turniere an (II 7), aber er entschuldigt sich in der Anmerkung sofort, daß er diesem Gewährsmann folge: es handle sich ja hier nur um eine „Volkssage"; in anderen Fällen könne man sich ihm selbstverständlich nicht anschließen. Diese Äußerung scheint nicht ganz verständlich, doch wird sie durch folgenden Umstand erklärt.

Schon 1739 hatte Joh. Müller eine Untersuchung veröffentlicht, ob Rüxners Turnierbuch pro scripto authentico usw. zu halten sei.[2]) Diese erschien 1780 nochmals, also kurz vor Beginn von Wächters schriftstellerischer Tätigkeit. Sie erklärte den historischen Teil des Rüxnerschen Werkes für offenbaren Betrug, wies dem Verfasser sechzehn Fehler und Fehlergruppen nach und machte es damit jedem Mann der Wissenschaft unmöglich sich des Turnierbuches als Quelle zu bedienen.

Und Wächter? sollte er nun von diesem anziehenden, alten Bande lassen, von dem einzigen deutschen? Er benutzt ihn doch — aber mit sehr schlechtem Gewissen, indem er vom „guten Rüxner" geringschätzig spricht und sich hinter der „Volkssage" verschanzt. Er geht so weit, seine Bekanntschaft mit diesem diskreditierten Autor auch da noch zu verschleiern, wo es ihm sicher niemand verübelt, sicher auch niemand nachgewiesen hätte. Er hat sich nämlich

[1]) Die von Wächter benutzte Ausgabe habe ich nach seinem Zitat nicht finden können. Ich zitiere nach der von 1566 bei Feyerabend, die von 1530 stimmt an diesen Stellen wörtlich mit ihr überein.

[2]) In Joannis Georgii Crameri .... Commentarii de juribus et praerogativis nobilitatis avitae. Lipsiae 1739, 4°, dort als Appendix. Num. I.

eine Anzahl Eigennamen notiert und diese zum Teil leicht verändert. Wir finden bei Rüxner unter den Gästen

beim dreizehnten Turnier zu Worms 1209:

„Her Ernfrid vō Andelaw / Ritter"
„Her Erentreich vō Helffenstein / Ritter"
„Degenhart Herr zu Hellenstein";

bei Wächter in II 1):

„Gottfried von Anglau"
„Hartmuth Graf von Heldenstein";

beim neunzehnten Turnier zu Bamberg 1362:

„Ott Graue zu Wertheim"
„Friedrich von Wolffstein"
und eine „Frau Agnes";

bei Wächter in I 1):

„Otto Graf von Wertheim"
„Conrad von Wolffstein"
„Agnes von Wertheim".

In beiden Fällen hat Wächter die Nummer, den Ort und die Jahreszahl des Turniers übernommen, doch zwischen dem Entstehen von I und II der S. d. V. muß ihm die Kenntnis von der Unzuverlässigkeit seines Gewährsmannes gekommen sein, denn in II finden sich die Verschleierungen und die besprochenen Bemerkungen.

Sonst verdankt Wächter dem Rüxner wohl nur wenig. Die zwölf Turnierartikel lernte er dort kennen, die er quasi als Extrakt aller ritterlichen Lebensweisheit, als eine Art Katechismus hinstellt (II 7)[1]) ohne das aber innerlich anzuerkennen, denn ein sterbender Vater erwähnt ihrer überhaupt nicht in seinen vielen guten Lehren an den Sohn. Sonst ist Wächter hier und da eine Kleinigkeit im Gedächtnis geblieben, z. B. wird man an Rüxner erinnert[2]), wenn S. d. V. II 80 und 83 vom Verlust der Turnierfähigkeit bei unebenbürtiger Ehe gesprochen wird, doch mag diese Kenntnis auch anderswo herstammen. Ein Turnier hat Wächter nie geschildert, somit war auch in dieser Quelle für ihn Brauchbares nicht weiter vorhanden. Auffallend ist, daß er die Holzschnitte nicht zur Beschreibung des Kostüms verwandt hat.

[1]) Sie sind aber mehr ein Strafgesetzbuch, als ethische Vorschriften.
[2]) Ausg. 1566, XX 1); Ausg. 1530 S. XXX 1).

Hier scheint er ein merkwürdiges Buch benutzt zu haben: Matthäus und Veit Konrad Schwarz ....., hrsg. v. Elias Caspar Reinhard. Magdeburg 1786. Es ist das eine Art Kostümtagebuch von Vater und Sohn, die Anfang und Mitte des XVI. Jahrhunderts in Augsburg lebten, doch hat Reinhard, mit Rücksicht auf den Preis, nur den Text und keine der Abbildungen des handschriftlichen Manuskripts publiziert, ein Verfahren, das die Anschauung ganz ausschaltet und ein klares Bild dieser Kostüme trotz aller Kommentationen nicht erstehen läßt. Die dort geschöpfte Kenntnis wendet Wächter wiederum auf die gesamte Ritterzeit an, freilich bietet er so wenig Kostümliches, daß wir nur selten auf Bemühungen stoßen, dem Leser etwas über das Äußere der Figuren mitzuteilen. Darum läßt sich auch wieder nicht mit Bestimmtheit sagen, ob ihm andere Hilfsmittel, wie z. B. die Abbildungen in der Bibliothek der Romane Bd. VI, 47 bekannt gewesen und von ihm benutzt worden sind. Wenn er einmal für die Tracht die Limburgische Chronik zitiert (S. d. V. I 320), so möchte ich nicht glauben, daß er sie selbst gelesen hat, denn dieses Werk hätte einem Wächter namentlich in seinen Liedern soviel geboten, daß sich unbedingt weitere Spuren der Lektüre müßten auffinden lassen.

Noch ein Beispiel, wie er versuchte, sich aus älteren deutschen Werken über das Ritterwesen zu belehren. Er las die Quelle seines großen Vorbildes, des Goetheschen Götz. Aber auch das hier erscheinende Bild des Ritters konnte ihm nicht zusagen, so verschieden es auch von dem des Ritters in der Blütezeit war. „Ehre und Gut" dürfen Wächters Helden kein Motiv für ihre Züge sein. So entnimmt er denn dem ganzen Buche wieder nur eine Kleinigkeit.

Der Pater Wolffbrand (S. d. V. I 1) verdankt ihm zum Teil seine Existenz, sicher seinen Namen. Götz erwähnt seinen Hausgeistlichen Wollfarth, der über fünfzig Jahre bei ihm gewesen, „ein frommer ehrlicher Mann". Diesen Namen hat Wächter, entsprechend seinem Verfahren bei Rüxner, in „Wolffbrand" geändert.

Neben dem Rittertum interessierte Wächter vor allem das, was ihm als dessen Gegenpol erschien, die katholische Kirche. So dient eine weitere Gruppe von Quellen dazu, die vielen Absurditäten des katholischen Heiligenwesens und die Verderbtheit der Geistlichen zu illustrieren. Zur Ausmalung des Lasterlebens dieser Männer wird jede Anregung verwandt; so spürt man bei Schilderung eines Kloster-

gelages den Aretino durch (Ho. 367), bei der Darstellung römischer Zustände (Ho. 406) Klingers Faust (1791, S. 302) usw. Ferner zeigt Wächter bei jeder erwähnten besonders unsinnigen Reliquienverehrung und jedem absurd erscheinenden Wunder gewissenhaft an, daß der Leser es nicht mit einer böswilligen Erfindung des Verfassers zu tun habe, sondern mit Wahrheiten im Sinne der Kirche. Darum zitiert Wächter nicht allein die katholische Erbauungsliteratur, die den Heiligen gewidmeten Bücher, sondern hier nimmt er die Belege, wo er sie findet, aus zeitgenössischen Reisebeschreibungen und staatswissenschaftlichen Werken, besonders aus vielen Geschichtswerken, denen er eigentlich nur das für seinen Pfaffenhaß Brauchbare entnommen zu haben scheint. Vornehmlich ist es der dem Heiligen Franziskus gewidmete Liber conformitatum[1]), der ihm eine Fülle von Material liefert und fortwährend zitiert wird.

Das Verhältnis Wächters zu seinen Quellen ist also so zu denken: Eine ausgebreitete Lektüre besonders der modernen einschlägigen Werke verschafft ihm eine gewisse, für seine Zeit nicht unbeträchtliche Gesamtkenntnis des Mittelalters. Vor allem verdankt er ihnen eine Fülle kulturhistorischer Details, mit besonderer Berücksichtigung des Rittertums und des Katholizismus. Er gibt die Belege mit Vorliebe in den Anmerkungen, wobei er häufig aus zweiter Hand zitiert. Sein Verfahren ist etwa so, daß er sich aus dem Gelesenen Exzerpte macht, vor allem die Kuriosa mit Angabe ihrer Herkunft notiert und diese dann gegebenen Falles in den Anmerkungen anbringt, oft ohne den Mittelsmann zu nennen. Alle diese Quellen geben ihm im wesentlichen nur Mittel zu äußerer Kolorisierung. Da nimmt denn ein Autor der Vergangenheit allein eine Ausnahmestellung ein, der einzige, der auf die innere Bildung von Wächters Mittelalter von Einwirkung gewesen ist: Ulrich von Hutten. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob Wächter ihm in seinen Anschauungen gefolgt wäre, sich an ihm gebildet hätte, sondern gerade umgekehrt. Hutten hat ihn nur bestärkt in dem vorgefaßten Bilde, das ist seine Bedeutung. Der zweite Teil dieser Arbeit wird zu zeigen haben, daß Wächter von der Gegenwart ausging und die einzelnen Motive der Vergangenheit nur aufnahm, wenn sie ihm paßten. Hutten fügte sich mit seiner Anschauungswelt ganz

[1]) Siehe S. 29.

besonders gut in Wächters Mittelalter hinein —, weil er der Gegenwart so nahe stand. Einige Äußerungen mögen zeigen [1]), wie man Hutten damals allgemein, wie darum auch Wächter ihn auffaßte. Was für jenen die Taciteische Zeit [2]), war für diesen das Mittelalter; was jenem die Mönche und Courtisanen, waren diesem die Jesuiten und Rosenkreuzer usw. Die auffallende Parallele, die beider Schriftstellerei aufweist, wird von selbst im Laufe der Untersuchung hervortreten. [3])

Hutten als Mann der Feder bildet die Überleitung zu der Frage, was Wächter von unserer alten Literatur wohl gekannt hat.

2. Verhältnis zur Literatur des Mittelalters.

In Wächters Werken finden sich Lieder, Dramen usw., die historisch-echt erscheinen sollen. Wie ist also sein Verhältnis zur Literatur des Mittelalters? Diese Frage muß dem Literahistoriker an sich interessant sein, sie eignet sich aber auch ganz besonders gut als ausführliche Stichprobe von Wächters positiver historischer Kenntnis. Durch Neudrucke, durch Veröffentlichungen in manchen Journalen waren damals zur Kenntnis unserer vergangenen Literaturepochen schon beachtenswerte Ansätze gemacht; das Interesse für das Volkslied, dessen Aufsuchen und Sammeln, war schon in den ersten Anfängen. [4]) So wenig immerhin bekannt wurde, die literarisch gerichtete Zeit interessierte sich im allgemeinen für diesen Zweig unserer Kulturgeschichte mehr, als für alle anderen. Daß sie freilich glaubte, nur ästhetisch, nicht vor allem historisch der alten Literatur näher kommen zu können, ist auch jetzt noch eine so verbreitete Praxis, daß man ihr das nicht zum Vorwurf machen darf.

Was hat nun Wächter von der schönen Literatur des Mittelalters gekannt, das XVI. Jahrhundert immer eingerechnet? Zur Beantwortung dieser Frage würde uns helfen die Betrachtung aller

[1]) Siehe Exkurs I.

[2]) Hutten IV 293, 30. Dz ist die beste zeyt der teütschen gewest.

[3]) Das Motto IV 139 und das Wächtersche Zitat I 58 habe ich nicht finden können.

[4]) Darüber: Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Palästra XXII, Berlin 1902.

in seine Romane eingestreuten Gedichte, Dramen usw., und der stofflichen Benutzung der alten Literatur durch Herübernahme von Motiven oder durch Anklänge. Doch empfiehlt es sich, beide Untersuchungen für die einzelnen Gebiete zusammen zu machen und zu fragen:

Was bietet Wächter von echter Literatur des Mittelalters?
Was bietet Wächter als echte Literatur des Mittelalters?

Auf den Minnesang wird Wächter wohl die Göttinger Tradition hingewiesen haben, hatte doch der Hain versucht, die alten Sänger nachzuahmen. Wie wenig Wächter sich mit ihnen aber wirklich eingelebt hatte, zeigt seine enthusiastische Empfehlung des Bürgerschen Gedichtes: Darf ich noch ein Wörtchen lallen?[1]), das ganz in deren Sinne gehalten sei.[2]) Auch mußte ihm bei seiner Auffassung des Verhältnisses der Liebenden im Mittelalter ein großer Teil jener Lyrik nicht in das ihm vorschwebende Bild passen. Wächter kannte die Manessesche Sammlung, richtiger: er hatte in ihr gelesen. Wie weit hat nun der Minnesang Anteil an der Zahl der aufgenommenen Lieder? Er erscheint nur ein einziges Mal im Text mit — zwei Zeilen:

I 74: Reine Minne und Tugend, wer diese suchen will,
Der komm' in unser deutsches Land, hier ist der Wonne viel.

Einmal unter dem Text, diesmal mittelhochdeutsch:

III 28. Ich han lande vil gesehen ...

die bekannte Strophe vollständig. Beide Zitate sind aus dem gleichen Liede Walthers von der Vogelweide, in der bekannten Bodmerschen Sammlung I 119[b]: ir sult sprechen willekommen ...

Daß hier der Patriot in Wächter diese Wahl getroffen, ist wohl klar. Das Gedicht steht u. a. auch bei Gleim, in dessen Minneliedern und in seinen Gedichten nach Walther von der Vogelweide. Dorther hat vielleicht Wächter auch das Zitat, denn er zitiert

[1]) Jetzt: Elegie. Als Molly sich losreißen wollte, „Aus Volkers geheimen Liebesarchiv", Sauer Nr. 44 S. 96.

[2]) J. a. J. 1787, Nov., S. 1287). Über den „Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains", vgl. die Leipziger Dissertation von Franz Mühlenpfordt, Leipzig 1899. Daß die Göttinger Art Minnesang im wesentlichen nur eine flüchtige Mode, nur Spielerei war, daß Bürger alle „Minne"-Worte in späteren Auflagen getilgt hat, findet man hier freilich nicht ausgesprochen.

erstens ungenau, ohne Angabe der Band- und Seitenzahl, und macht zweitens in III 28 gegen die „Sammlung" drei Fehler beim Abdruck des mittelhochdeutschen Textes.

In Prosa aufgelöst, ohne jede Bezeichnung ihrer Herkunft, treffen wir noch einmal Worte Walthers.

I 54. „Helenens Antlitz ist mir so wonnereich, als ich mir einst den Himmel denke; Zween Sterne leuchten drin mit himmlischem Schein! auch sparte Gott an ihren Wangen keinen Fleiß, sondern strich theure Farbe dran."

Diese Worte entstammen zwei Strophen auf Seite 118b der Sammlung. Sie stehen beim Aufschlagen des Buches neben den vorhin angegebenen Versen. Wenn wir also von folgenden Wendungen, die uns noch begegnen, absehen wollen — es sind dies: I 54 „wie sanft sollte das thun" [1]), I 70 „so zog ihr Gruß alles Trauern von meinem Herzen ab" und schließlich: I 114 „ihr Wille kann unser Herz bald traurig, bald froh machen" — so findet sich der ganze Minnesang Wächters in der „Sammlung" so nahe beieinander, daß man ihn mit einem Blicke überschauen kann. Das ist doch immerhin auffällig und weist auch nicht eben auf das eingehendste Studium. Eben diese Seiten 118 und 119 mußte ihm Bürger aufschlagen, wenn er ihm das Waltherſche Gedicht zeigen wollte, das sein „das Mädel, das ich meine" (Sauer S. 76) und seine „Elegie" (Sauer S. 96) so stark beeinflußt hatte [2]) und auch S. 118 stand! Dort findet sich denn auch später Wächters in Prosa aufgelöste Stelle. War man aber einmal auf diesen Seiten, so fiel der Blick auch auf das andere obengenannte Lied. Das konnte Wächter dann aus Gleims Minnesingern oder anderwärts her schon bekannt sein. Man ist wirklich geneigt, auf dieses Hineinsehen in die Sammlung Wächters ganzes Studium des Minnesangs zu beschränken. Dagegen spricht scheinbar Ho. 349, wo das Bild von der Seligkeitsmühle nach Tyro von Schotten [3]) erwähnt wird, doch steht dies auch im Bragur 1791 I S. 223. Wo die wenigen Proben des Minnesanges in J. a. J. herstammen, kann ich freilich nicht feststellen.

Die vorhin erwähnten Wendungen sind so häufig im Minnesang, daß die Untersuchung deren Herkunft nicht zu ermitteln ver-

[1]) Ähnliches übrigens wieder auf S. 119b, Zeile 8, von Bodmers Sammlung I.

[2]) Vgl. auch Mühlenpfordt, a. a. O. S. 32 ff.

[3]) Bodmer II, 248 f.

mag. Es ist ja aber auch so ziemlich gleichgültig, ob Wächter die „Sammlung" gar nicht oder nur an einigen Stellen benutzt hat; das Wesentliche ist, daß ihn der Minnesang fast gar nicht interessierte, sonst müßte er einen viel größeren Prozentsatz der gebotenen echten Literatur bilden. Die inneren Gründe dafür sollen auch noch hervorgehoben werden.[1])

Dazu sehe man, welche Bilder und Vergleiche Wächter dem Geiste der alten Sänger für entsprechend hält:

II 146: „Ein Weibchen, dessen Tugenden unsere Minnesinger immer mit Taubeneinfalt, Lammsunschuld, Frühlingsmilde und Schneereinheit zusammenstellen."

Die „Taubeneinfalt" läßt sich aus der Bodmerschen Sammlung belegen,[2]) der Vergleich mit dem Lamm erinnert auch an Walther[3]), doch muß der Gesamteindruck des zitierten Satzes durchaus als unminnesingerisch bezeichnet werden.

Noch mehr ist das der Fall bei der folgenden Stelle, von der allenfalls die „Lilienfarbe" aus Walthers Gedicht I 118[b] stammen mag:

II 169: „Ein Minnesinger . . . . verglich die Farbe ihres Gesichts mit der Farbe einer Lilie, wenn der Abendsonne Strahl sie rötet, ihre blauen glanzerfüllten Augen mit dem Bache, worin der Mond in heiteren Sommernächten sich spiegelt, ihren Mund mit der frischen Wunde einer Kirsche, wenn Überfluß des Saftes sie zersprengt, glaubte die Natur müsse sich arm gegeben haben, da sie diese Dirne mit Schönheit beschenkte . . . ."

Dieser Stil ist auch nicht im Volksliede möglich. Auch wenn Wächter wahre und falsche Liebe definieren läßt (I 113 ff.), benutzt er keinen Minnesinger, obgleich doch so mancher die Minne beschrieben hat. Wenn er einmal über Frauenlob in einer Anmerkung belehrt (I 158), ihn sonst als Inbegriff des Frauen feiernden Sängers hinstellt (I 322), so läßt sich daraus noch keine Bekanntschaft folgern. Klingsor[4]) und Frauenlob[5]) als erster und letzter

[1]) Siehe S. 92 f.

[2]) Ein tûbe sunder gallen, I 127 b.

[3]) Dem lamme ist gar gelîch gevar der megde schar. Lachmann 5, 4 ff.

[4]) Klingsor eröffnet den zweiten Band der Sammlung und war Bodmers Pseudonym bei den Vorreden seiner Ausgaben. Ein Klingsor auch in Cramers Hasper a Spada.

[5]) Als Figur in Schlenkert, Rudolf von Habsburg. Leipzig 1792, II 98. Ferner erhielt er bald eine Monographie von H. Vogt, Frauenlob oder der

Minneſänger[1]) waren damals, nächſt Walther von der Vogelweide und den am Eingange der Sammlung ſtehenden Fürſtlichkeiten, die bekannteſten. Daß Wächter Frauenlob kaum geleſen haben wird, zeigt II 4) „in des Frauenlobs Ton".[2])

So wenig wie von der ritterlichen Lyrik finden wir auch von der ritterlichen Epik.

Ulrich Türheim hat ein Motto geliefert:

Minne hat weſſel zu allir cit —
Wol em, dem minne gut ende git.

Das ſteht in der Casparſonſchen Ausgabe des erſten Teils des Willehalm[3]), S. 46, am Anfang eines Abſatzes an auffallender Stelle. Dieſe Verſe konnten ſich wegen ihres ſentenziöſen Charakters dem Finder wohl einprägen, ſie paſſen ja auch gut als Motto für II 1). Der Casparſonſchen Ausgabe entnimmt Wächter auch die guten Lehren des Vaters an den Sohn bei deſſen Ritterwerdung, freilich arg gekürzt.[4]) Schließlich empfiehlt er ſeinen Leſern die dem Werke angehängten Abbildungen von Belagerungsgeräten zur Information.

Das iſt denn aber auch alles, was ſich von Benutzung unſerer mittelhochdeutſchen Epen hier zeigt. Sie waren auch für Wächter, nach ſeiner ganzen Auffaſſung, nicht genießbar, denn ſeine Helden hatten, wie noch zu zeigen, mit jenen Rittern faſt nur den Namen Ritter gemein. Dem Sohne der Aufklärung, dem Feinde jeder Art von Wundern oder Überſpanntheit mußte alles, was ihm im alten ritterlichen Epos begegnete, durchaus widerſtehen. So urteilt er denn[5]):

„Die Ritterromane jener Zeit waren freilich oft nach den Idealen gebildet, die ein verrückter Dichterkopf im Mondſchein er-

---

Sänger und Arzt, Mainz 1792, 8°, und nochmals 1800 gedruckt (nach Bragur II 449 herzlich ſchlecht; ich kenne ſie leider nicht). Als Pſeudonym: Neuer Frauenlob im Merkur 1791 Nov.; auch erſchien: Fr. Frauenlob, Geiſt und Sitten der Vorzeit in komiſchen Erzählungen, 2. Aufl., Berlin 1798, 8°. In verſchiedenen Zeitſchriften ebenfalls häufig genannt.

[1]) Muſeum 1783, II 280, als Grenzſteine der Minneſingerperiode genannt.

[2]) Vgl. S. 62 ff.

[3]) Wilhelm der Heilige von Oranſe, I. Teil, von Turlin oder (!) Ulrich Türheim . . . . Hrsg. durch W. J. C. G. Casparſon, Caſſel 1781.

[4]) In J. a. J. 1784 Febr., S. 137/8, nach Türheim I 12/13, vgl. auch S. 90 f.

[5]) J. a. J. Nov. 87, S. 130.

blickte." Eine recht verächtliche Ablehnung. Gewiß hat ja auch bei Wächter, wie bei so vielen seiner Zeitgenossen, sehr mitgesprochen, daß er die mittelhochdeutsche Sprache bei dem Mangel an geeigneten Glossaren nicht recht zu bewältigen vermochte, doch bleibt immer noch auffällig, nur durch genannte innere Gründe zu erklären, daß selbst von einem Studium der Tressanschen Auszüge sich keinerlei Symptome zeigen.

Was sich sonst von kleinen Reminiszenzen an die ritterliche Dichtung findet, wage ich nicht zu Schlüssen zu verwenden. Ein Ritter heißt Dankwart (III 592), ein Knappe Volker (III 29), ein Knecht Freidank (VII 6), ein Bauer Twein (III 382)[1]) und ein französischer Ritter Tristan (III 609). Diese Namen würden nur beweisen, daß sie dem Verfasser einmal ans Ohr geklungen sind, noch nicht, daß er die betreffenden Dichtungen selbst gekannt hat; er hätte sonst vielleicht Personen, die mehr zu den Urbildern passen, so genannt. Ebenso darf man aus Nennung des Wormser Rosengartens, der als öffentlicher Park gedacht ist (II 1) keine Folgerungen auf die Lektüre des Heldenbuches ziehen. Daß schließlich die große und etwas seltsame Rolle, die ein Hund in II 1) spielt, durch Tristans Braken veranlaßt ist, ist ebenso gut möglich, wie nicht. Hingewiesen auf diesen Roman konnte ihn Bürger haben, der der Bibliothek der Romane, April 1777, den Stoff zu seinem „Lied von Treue" entnommen hatte[2]), also dem Tressanschen Auszuge des Tristan.

In den Wächterschen Romanen, die zur Zeit der Blüte des Rittertums oder wenig später spielen, in denen der Literatur ein nicht unbeträchtlicher Platz eingeräumt ist, fehlt die Kunstpoesie jener Epoche fast vollständig und wird durch eine andere ersetzt.

Diese andere ist das Volks- und Meisterlied. Zwischen beiden scheidet Wächter und seine Zeit nicht; so nennt er ein altes Liederbuch, das beides enthält, eine Sammlung von Meistersängen. Eine Trennung, wie sie Wächter in seinem Aufsatze wenigstens zwischen

---

[1]) So sagte man damals für Iwein, auch Müller und Michaeler, Wien 1786/7, in ihrer Ausgabe. Vgl. auch Deutsches Museum 1788, I 224 und II 38, die Bearbeitung von G. A. Halem nach dem Muster von Bodmers Parcival usw.

[2]) Strodtmann II 328.

Minnesang und Meistersang vornimmt, in der Praxis aber völlig fehlen läßt, versucht er hier nicht einmal zu machen.

Zunächst gehört von den eingelegten Liedern die Mehrzahl hierher. Das unverkennbare Streben nach Echtheit läßt den Verfasser nach Kräften historisches Material verwenden. Kaum irgendwo sieht man so deutlich, wie ein dilettantisches Zurückgehen auf das Mittelalter bei den damaligen Hilfsmitteln eine Art von Echtheit im Kolorit nur für das XVI. Jahrhundert gewinnen konnte, denn selbst die ältesten Erscheinungen, die ein Wächter vielleicht überglücklich ausgrub, waren und mußten Erzeugnisse des Buchdruckes sein, die also so gut wie nie über das Jahrhundert der Reformation zurückgingen.

Woher hat nun Wächter seine Lieder genommen? Es ergibt sich zunächst, daß nicht ein einziges sich in den vielen zeitgenössischen „Erweckungen" findet. Das bei ihm nur in den Anfangszeilen vorkommende Lied vom Ritter und seiner Magd (VI 180), das ja schon auf Goethes Clavigo gewirkt hatte, findet sich bei Nicolai, im „Kleynen feynen Almanach" I S. 16[1]), doch wie gleich am Eingange ersichtlich, in anderer Fassung. Dieses Lied ist nun so allbekannt, daß Wächter es gar wohl aus dem Volksmunde selbst haben konnte.[2])

Gedruckt um die Zeit der achtziger Jahre finde ich sonst nur folgende beiden, die den Stoff hergegeben haben zu II 4) und III (1. Hälfte). Sie stehen in Adelungs Magazin[3]):

Ein schön lied von eynem Ritter auß Steyermarck, genant Trimunitas, und von eins Künigs tochter auß Denmarck, genant Floredebel. In Hertzog Ernsts thon. Am Schluß steht: Getruckt zu Nürnberg, durch Künigund Hergotin. 1532. Also nach einem fliegenden Blatte

---

[1]) Vgl. auch Bragur, 1791, I 268 Anm.

[2]) Noch jetzt wird das Lied z. B. in Sachsen viel gesungen, so hat der Verfasser eine, freilich arg verstümmelte Version in seiner Sammlung von Liedern, die in Sachsen beim Militär gesungen werden. Die Melodie, ebenfalls verstümmelt, geht wohl auf dasselbe Original zurück wie „Die alte Burschenherrlichkeit".

[3]) II. Jahrg. 1784, II. Stück, S. 51 ff. Wellers Annalen I 198 verzeichnen neun verschiedene Blattdrucke in 8°, siehe a. Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem XVI. Jahrhundert, S. 340, nach einem Gutknechtschen Blattdrucke. Nach Adelung bei Erlach II 71.

und [1])

Das Liede von dem Graffen von Rom. Ein Volkslied aus dem ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts. Am Schluß steht dasselbe wie vorhin, nur ohne Jahreszahl.[2])

Da dieses die einzigen Gedichte sind, die Wächter Anregungen zu ganzen Erzählungen geboten haben, so scheint die Annahme gerechtfertigt, daß hier seine Quelle gefunden ist. Dazu kommt noch, daß beide Erzählungen, wie bei Adelung, auch bei ihm dicht nebeneinander stehen: die letzte des zweiten Bandes neben der einzigen des dritten; daß ferner nur diese beiden im Magazin veröffentlicht wurden.

Auf die Veränderungen, die Wächter mit den Texten vorgenommen hat, komme ich noch kurz zu sprechen. Ich gebe nun im folgenden die vor allem in Betracht kommenden Lieder aus Wächters Romanen nach ihrem Auftreten in den einschlägigen Sammlungen an.

I 100: „Ritter Rudolf über die Haide ritt . . . .“ Gemahnt trotz des abweichenden Strophenbaues an Uhland I 114, „Rosenkranz“, wenn auch nur im Eingang. Dort abgedruckt nach dem Frankfurter Liederbuch von 1582.

II 143: „Hört mir zu ihr jungen Knaben . . . .“ Das sind Strophe 2–4 des fünfstrophigen Liedes „Vor Zeiten war ich lieb und wert“, das Görres, S. 67, als „Trutz“ nach seiner Heidelberger Handschrift abdruckt.

II 396: „Vergiß mein nicht im Herzen Dein“ erinnert stark an Büsching v. d. Hagen, Volkslieder S. 256, dessen fünfte Strophe fast ganz übernommen ist. Abdruck eines fliegenden Blattes von 1645. Danach bei Erlach III 157.

III 368: „Nach grüner Farb mein Herz begehrt . . .“ hier deckt sich freilich nur der Anfang und das Motiv wiederum mit Görres, „Die Farben“. S. 39.

Diese von Wächter verwandten Volkslieder finden sich also in den modernen Sammlungen auch nur zum Teil. Darum hat die Annahme, er habe selbst alte fliegende Blätter benutzt, auch kaum Wahrscheinlichkeit für sich, denn die späteren haben das auf diesem

[1]) II. Jahrg. 1784, III. Stück, S. 114 ff.

[2]) Danach auch in Des Knaben Wunderhorn; Vulpius, Vorzeit IV 82; bei Erlach II 84; dann öfter.

Wege erreichbare Material ausgiebig verwertet. Es weist alles darauf hin, daß er eine alte Sammlung vor sich gehabt hat, und zwar eine so seltene, daß sie den späteren Forschern entgangen ist. Es mußte, vermutlich wenigstens, eine gedruckte gewesen sein, da es nicht anzunehmen ist, daß ihm in Göttingen oder Hamburg eine Handschrift zu Gebote stand, hat sich doch auch später an beiden Orten Wichtigeres und Selbständigeres der Art nicht gefunden.

Nun gibt es eine Gruppe von Liederbüchern, die teils erst spät bekannt geworden ist, teils bei unseren modernen Sammlern nur wenig Berücksichtigung gefunden hat. Das sind die Frankfurter Liederbücher, von deren verschiedenen Ausgaben man ja kaum Exemplare kennt.[1]) Auf diese Gruppe weist auch die Uhlandsche Quelle von Wächters I 100. Schon in ihr, der ersten bekannten Auflage von 1582, dem sogen. Ambraser Liederbuch, finden wir denn auch die Mehrzahl der gesuchten Lieder beieinander und nach der Beschreibung der vierten Auflage von 1599[2]) ergibt sich mit Sicherheit, daß sie Wächters Quelle gewesen ist. Sie wird auch sehr unklar — denn ihr Titelblatt fehlt — einmal von Wächter zitiert[3]), die dort gegebene Probe findet sich auch richtig vor.

Das Liederbuch ist ein Oktavband, 14 : $8^1/_2$ cm, dessen Titelblatt fehlt. Nach Draudius, Bibliotheca librorum germanicorum Classica, Frankfurt a. M. 1611. S. 552 und S. 743, hat es aber unzweifelhaft folgenden Titel:

„Groß Liederbuch von 181 Weltlichen Liedern, Frankfurt, Peter Kopff, 1599 in 8°."

181 ist ein Druckfehler, der sich weitergeschleppt hat; es muß 281 heißen. Der Band enthält auf 124 Blättern 280 Lieder (Nr. 259 fehlt); am Ende des Registers steht:

„Getruckt zu Frankfurt a/Mayn, Bey Wolff Richter in verlegung Petri Kopffij 1599."

Bis zum Jahre 1859 ist nur ein einziges Exemplar bekannt geworden. Dieses eine nun hat Wächter selbst besessen.[4])

[1]) Vgl. Vorrede zum Ambraser Liederbuch. Hrsg. von Bergmann, XII, Publ. d. literarischen Vereins, Stuttgart; und Hoffmann, Findlinge. Leipzig 1859, S. 150 ff.

[2]) Hoffmann a. a. O.

[3]) J. a. J. Nov. 1787, S. 132.

[4]) Der Besitzer-Stammbaum ist: 1786 Wächter; 1837 F. L. von Soltau; dann Dr. H. Leyser; dann Salomon Hirzel; jetzt im Besitze von dessen Sohn, Herrn Georg Hirzel, Leipzig, dessen Liebenswürdigkeit mir die Benutzung gestattete.

Er hat es im Jahre 1786 in Göttingen erworben und seinen Namen mit Ort und Jahreszahl eingetragen, vielleicht aber schon früher gekannt, da (s. o.) in I 100 bereits Anklänge an eines der darin enthaltenen Lieder vorkommen. Es blieb in seinem Besitze bis zu seinem Tode, denn erst 1837, also in seinem Todesjahr, ging es in andere Hände über.

Aus diesem einen Buche nun stammt fast alles, was Wächter an älterer Lyrik überhaupt bietet. Da, wie gesagt, von diesem nur ein Exemplar in Privatbesitz existiert, so gebe ich bei dem nun folgenden Nachweise auch die Nummern der Bergmannschen Publikation an. Ich nenne das große Liederbuch dabei C. als dritte noch erhaltene Auflage, das Ambraser mithin A.

	C.	A.
I 100 (Anfang)	Nr. 103	Nr. 103
I 187	„ 250 Str. 4, 1—2	„ 250 Str. 4, 1—2
II 143	„ 28 Str. 2—4	„ 28 Str. 2—4
II 396	„ 271 Str. 4—5	„ fehlt
II 408	„ 119 Str. 4 Schlußzeilen	„ 119 Str. 4 Schlußzeilen
II 410	„ 89 „	„ 89 „
III 368 (Motiv)	„ 57	„ 57

Hier finden sich ebenfalls die beiden in Adelungs Magazin nach anderer Quelle abgedruckten Lieder: vom Grafen von Rom als Nr. 218 und vom Ritter Trimunitas als Nr. 225.[1]) Sie allein hat Wächter auch im Register unterstrichen, sich wohl der alten Bekannten in diesem Zusammenhange gefreut. Möglicherweise fiel ihm auch das erstgenannte noch aus einem anderen Grunde auf; ihm konnte das gleiche Motiv aus einer Sage seiner Heimat bekannt sein, die Müllenhoff aus dem Lauenburgischen: Von dem König von Spanien und seiner Frau berichtet.[2])

Aus seiner Quelle streut Wächter im Tugendspiegel auch hier und da Verszeilen ein, so III 147, aus dem Briefe der Königstochter:

O, Adolf, edler Buhle mein
in Dännmarck mußt du König seyn.
Mein Herz das hat dich auserwählt,
kein Mann auf Erden mir baß gefällt . . .[3])

---

[1]) Hier heißt er Traianus. Damit verbessert C. den Druckfehler von A.: Trianus, sofern der nicht erst vom Herausgeber des Neudrucks herrührt.

[2]) Müllenhoff, 2. Aufl. 1845, S. 586.

[3]) C. 225, Strophe 5—6.

oder III 620 einige sprichwortartige Zeilen:

Und wenn 'ne Sach geschehen ist,
Dazu weiß ich kein' beß're List,
Denn sie zum besten kehren —[1])

Solche Sprüche finden wir auch sonst bei Wächter; einige Stellen, denen er sie entnommen haben könnte, seien immerhin genannt. Die Worte sind ja zum Teil noch in Gebrauch, er kann sie auch gehört haben.

III 163:

So scharf kein Scheermesser schiert,
Als wenn ein Knecht ein Junkherr wird

findet sich im Freidank[2]) 122/11 ganz ähnlich:

Enhein man so nâhe schirt
So der gebur der hêrre wirt.

III 254, Anfang:

Verboth'nes Wasser besser schmeckt,
Als Wein, der uns gereichet.

steht ebenda, 136, 7[3]):

Verstolniu wazzer süezer sint
Dan offen wîn, des jehent diu kint.

Möglich ist es, daß er diese Sprüche der Müllerschen Sammlung entnommen hat, die er kannte.

III 616:

Dem man schad't, der schreibt's in Stein,
Wer aber schad't, in Sand hinein

steht ganz ähnlich in der Ausgabe von Murners Schelmenzunft von 1788[4]) auf S. 127:

Wen man schilt, der schreibts in Stein,
Der aber schilt, in Staub hinein.

Das Verspaar II 33:

Als Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann

---

[1]) C. 225, Strophe 34.
[2]) Ausgabe von W. Grimm, 2. Aufl. Göttingen 1860.
[3]) Vgl. ferner v. d. Hagen, Minnesinger I 63.
[4]) Hrsg. von J. J. Gebauer, Halle 1788.

(jetzt ja allgemein bekannt), mag der Sprichwörtersammlung des Johann Agricola Nr. 1264 entnommen sein.[1])

Da Adam reutte und Heva spann
Wer was da ein Eddelman.

Auf diese Spur weist der Schwank von der Erschaffung der Mönche durch den Teufel, den ich nur dort finden kann.

Schließlich ist noch zu erwähnen ein Vierzeiler III 138, von Wächter nicht ganz wörtlich wiederholt, der aus Daniel Meißners Politica politica, Nürnberg 1700, stammt und von Langbein erst kürzlich wieder mitgeteilt war.[2])

Zwey Worte zu schreiben fallen mir ein,
Beschau sie recht, behalt sie fein:
Ich bin dein und will dein bleiben;
Jetzt weiß ich dir nichts bessers zu schreiben.

Diese Quelle gibt Wächter selbst an und fügt hinzu, die Benutzung dieser Zeilen wäre allerdings sehr anachronistisch. A. a. O. stehen auch die beiden Zeilen I 187:

Laß fliegen was nicht bleiben will,
Es giebt der Mütter Töchter viel

in einer Wächters Zitat ähnlicheren Form als im Liederbuche (s. o.).

Die gegebenen Nachweise über die von Wächter gebotenen oder benutzten echten lyrischen Partien, größere wie kleinere, sind nahezu vollständig. Sie lehren, wie er hier bemüht ist, stets möglichst dem gewählten Kolorit treuzubleiben, wenn sich freilich auch die unterschiedslose Gleichsetzung aller damals als Mittelalter zusammengefaßten Jahrhunderte an ihm rächt. Er schöpft aus authentischen Quellen, die ihm zum Teil durch Neudrucke wieder zugänglich gemacht waren, vor allem aber aus seinem Liederbuche unter sorglicher Vermeidung schon bekannt gewordener Stücke.

Um recht deutlich zu sehen, wie Wächter in seinem Streben auch hier unter den anderen Verfassern historischer Romane allein steht, mache man den Vergleich mit den bei diesen eingestreuten Liedern.[3])

[1]) Ich zitiere nach der Ausgabe: Gedruckt zu Haganaw durch Johannem Secerium (ym M. D. vnd XXIX Jare).

[2]) Für ältere Literatur und neuere Lektüre, Jahrg. II, Qu. III, Heft I, S. 99.

[3]) Selten bei Benedicte Naubert, z. B. Geschichte Emmas, Tochter Kaiser Karls des Großen, I 288, I 342. Bei Schlenkert, Friedrich mit der gebissenen

Auch den Neulateinern begegnen wir bei Wächter, zunächst I 137 dem berühmten Liede des Archipoeta: Mihi (!) est propositum. Davon wird nur die erste Zeile zitiert, das Ganze als bekannt angenommen. Das weist auf Bürger, der die Grundlage seines

Ich will einst bei ja und nein ...

in der Ausgabe seiner Gedichte mit abgedruckt hatte, wenn auch nicht alle Strophen.[1]) Der lateinische Text ist aber nur ein Teil eines größeren Gedichtes[2]), das, wie es damals allgemein geschah, wie auch Bürger es tut, Wächter dem Gualterus de Mapes zuschreibt.[3]) Auffallend ist, daß dieses Lied, obwohl lateinisch, in I 200 vom ganzen Hofe gesungen wird.

Dem gleichen Autor gehört eine Strophe an, die Ho. 331 zitiert wird; auch das Versmaß ist dasselbe.[4]) Vielleicht hat also Wächter die mir nicht bekannte Quelle Bürgers (wohl durch diesen selbst veranlaßt) nachgelesen und dabei auch diese Strophe gefunden und benutzt.[5]) .

Noch einmal, wieder Ho. 331, erscheinen einige lateinische Zeilen und zwar diesmal aus „Johann Baptista Spagnolo, gen. Mantuanus", die eine heftige Satire gegen den Zustand der Kirche enthalten. Da nur der Autor zitiert ist, das Werk selbst nicht, schöpft Wächter offenbar wieder aus zweiter Hand, denn in mancher Schrift gegen den Katholizismus mochten diese Hexameter Platz gefunden haben[6]); oder aber sie stehen am selben Orte, wie die Strophen des Archipoeta, von denen die zuletzt erwähnten ja auch sehr aus-

---

Wange, Leipzig 1786, III 211; bei Cramer, Hasper a Spada, Frankfurt und Leipzig 1794, I 29, I 35! I 206, I 212! I 226, II 107, II 171; oder in dessen Adolph der Kühne, Frankfurt und Leipzig 1796, I 23, I 63, II 147; bei A. G. Meißner, Herzog Leopold und der Minnesänger im Deutschen Museum 1780, Dez., S. 488 ff. und vielen anderen.

[1]) Ausgabe von 1778, S. 290 ff.

[2]) Vgl. J. Grimm, Kleine Schriften, III 1 ff.; dort steht auch das ganze Gedicht S. 58 und 70 ff. Vgl. auch Schmeller, Carmina burana S. 64—71. Wie bekannt und beliebt in Studentenkreisen auch das lateinische Lied war, zeigt die Aufnahme in das Akademische Liederbuch, Dessau und Leipzig 1782, I S. 44 und die dort genannten Kompositionen.

[3]) Der Anfang: Mihi est propositum statt des gewöhnlichen Meum est propositum ist meines Wissens auch nur bei Bürger, bezw. dessen Quelle zu finden.

[4]) Grimm a. a. O. S. 97. Schmeller a. a. O. S. 19.

[5]) Ein ähnlicher Vorgang, wie bei dem Gedichte Walthers, siehe S. 40.

[6]) Vgl. S. 30 über den Satz des Nicolaus de Clemangis.

fällig gegen die Kirche sind, noch mehr die im Original folgenden. Wie die Volkslieder fast alle ein und demselben Buche entnommen sind, so kann es auch hier gewesen sein, doch sind das nur Vermutungen.

Ebendaher stammte vielleicht auch das Original eines Trinkliedes, das sich in Ho. 92 übersetzt findet, denn es wird so eingeführt, daß man schon daraus auf eine echte Vorlage schließen möchte:

„Und will ich Dir doch eins unserer geistlichen Trinklieder singen."

Die nun folgenden acht Strophen sind ganz offenbar Übersetzungen. Im Versmaß echter Vagantenlieder abgefaßt machen sie den Eindruck, als wären sie jede für sich verdeutscht worden, so sehr fehlen Übergänge und Zusammenhang. Die Sätze werden dermaßen verbogen und geschraubt, sie stoßen und reiben sich so an den Wänden der Form, in die sie gepreßt werden, wie das in einem Originale nicht möglich wäre, und oft ist der Sinn der Worte kaum zu verstehen. Als Beispiel mögen die 6. und 7. Strophe dienen:

6.) Als Schwelle wägt
den, so er trägt,
der wohlberauschte Pfaff.
Tritt's ängstiglich;
Novizenschlich.
Tritt's schwer; Sankt Abbas und sein Aff.

7.) Den Wein gekau't,
Bis Keinem grau't,
vor Teufel, Höll und Tod.
Im Feg'pfuhl gar
Krümmt uns kein Haar,
Pulst Wein im Blut, die Feuersnoth.

Die Epistulae obscurorum virorum zitiert zwar die Vorrede von Ho., doch scheinen sie in keinem unserer Romane benutzt zu sein.

Es wäre noch Huttens zu gedenken, denn von ihm kannte Wächter auch die lateinischen Schriften, wie hier und da ein Motto zeigt, doch ist dessen Einfluß bereits erwähnt[1]); auch wird im Laufe der Untersuchung noch öfter auf ihn hingewiesen werden.

Wächter hat auch aus der Schwankliteratur des Mittelalters manches gekannt. Wo er seine Kenntnis hergenommen, vermag ich nur in folgenden Fällen anzugeben.

[1]) Siehe S. 37.

IV 462 erzählt er, charakteristischerweise nicht aus Freude an dem tollen Einfall, sondern weil „das Mährchen so ganz auf manche Unternehmungen paßt", den bekannten Schwank von dem Kalbe, das den wandernden Gesellen gefressen haben soll und darum mit dem ganzen Hause verbrannt wird. Wächter gibt das Wesentliche der Vorlage wieder, nur läßt er, wohl Strophe 13 3. 1 mißverstehend, das ganze Dorf dabei abbrennen. Der Schwank steht als Meisterlied ebenfalls im Großen Liederbuche unter Nr. 139 (A u. C):

Von einem Freyhart und Kuntz Zwergen.
In des Schillers Thon.

III 319 erzählt ein loser Bruder in ausgelassener Gesellschaft den Schwank vom Ritter unterm Zuber. Wächter zitiert seine Quelle ziemlich genau; es ist die bekannte Myllersche Sammlung.[1]) Aufgefallen ist ihm gerade diese Erzählung wohl zuerst durch den Kontrast mit ihrer Umgebung, den ritterlichen Dichtungen, und dann durch ihre wohltuende Kürze, nur 396 Verse:

Dis ist von der wibe list. von Jacob Appet.[2])

Das Motiv war ihm sicher schon aus Boccaccio VII 2, oder aus 1001 Nacht, oder der Bibliothek der Romane VII 182 bekannt; so freute er sich denn, gerade dies im alten Gewande anzutreffen. Er erzählt frei, und hat „außer dem Kanefas der Geschichte nur die in den Anmerkungen aufgeführten Stellen beybehalten". Diese Stellen sind der Vergleich der Liebenden mit dem Salamander im Feuer III 321, und ein Ausdruck für ihre Vereinigung III 325, die ihm freilich sehr originell erscheinen mußten.[3]) Er verbreitert das Original und schwemmt es ziemlich auf, nimmt aber nur eine, dazu entschieden glückliche Änderung damit vor, indem er die bedrängte Frau das Haus selber anzünden läßt.

Die Erzählung von der Erschaffung der Mönche durch den Teufel, der den Herrn nachmachen und auch Menschen bilden und beleben will, finde ich nur bei Johann Agricola.[4]) Da manche

[1]) Teil I, S. 213/15.

[2]) Vgl. von der Hagen, Gesamt-Abenteuer, II 297 ff.

[3]) Schon Bodmer hatte in seinem Parcival von 1753 besonders originell erscheinende Bilder und Wendungen des Originals in der Vorrede mittelhochdeutsch angeführt.

[4]) A. a. O. I, Nr. 24, S. 14* ff.: „Der Teufel ist unsers Herr-Gotts Affe." Danach bei Bobertag, 400 Schwänke. D. Nat.-Lit. XXIV, S. 388, nach einer anderen Auflage. Eine konfessionell friedlichere Zeit hat dann den Mönch durch den Affen ersetzt.

wörtlichen Anklänge dies vermuten lassen, ist das Original selbst benutzt oder ein neuerer wörtlicher Abdruck, den ich nicht kenne. Auch diesen Stoff schwemmt Wächter stark auf, läßt aber, wohl nur abrundend, den Schlußteil fort.

Als sehr auffällig und für die Wahllosigkeit und Ungründlichkeit der Wächterschen Studien bezeichnend erscheint es, daß alle bekannten Dichter des XV. und XVI. Jahrhunderts gar nicht studiert oder gelesen wurden. Hans Sachs war durch Ranisch, Goethe, Bertuch usw. damals doch so sehr ins Licht gerückt worden: Wächter scheint ihn nicht zu kennen. Rosenblüts Namen hat er gehört, wie die Namengebung „Mayenblüth" IV/V zeigt, doch sind Anklänge an dessen Werke wiederum nicht zu finden, obgleich deren schon eine ganze Anzahl an zugänglicher Stelle veröffentlicht waren[1]); Murner und Brant nennt Wächter zwar (Ho. Vorrede), hat aber auch sie nirgends ausgenutzt oder verwandt. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt wohl in der Ausschließlichkeit, mit der die Gestalt des Ritters das ganze Interesse Wächters absorbiert. Die genannten Autoren des XVI. Jahrhunderts waren viel zu bürgerlich, als daß unser Dichter etwas Anziehendes in ihren Werken hätte finden können.

Von einer Kenntnis der Volksbücher finde ich bei Wächter keine wesentlichen Spuren.[2]) Die Namen Golo und Genoveva erinnern freilich an das Volksbuch, doch stehen die Träger beider Namen in gar keinem Verhältnis zueinander.

Soweit hat Wächter wirklich echte Literatur des Mittelalters geboten. Es finden sich aber noch andere poetische Stücke in die Prosa der Romane eingeschoben, die nicht schlechthin aus Vorlagen übernommen wurden, sondern Überarbeitungen und Fortsetzungen des Echten sind, oder sich als Neuschöpfungen mit Anlehnung an alte Muster darstellen.

Die Überarbeitung ist nur eine leichte Modernisierung und läßt das Innere unberührt. Sie besteht im wesentlichen im Übertragen

[1]) Z. B. nötiger Vorrat I 11 und 13, II 42 ff. Für ältere Literatur und neuere Lektüre: I 1, 1. Stück, S. 51 und III III, 6. Stück, S. 27. D. Museum 1782, II, S. 344.

[2]) Bürger hatte freilich manche gelesen. Z. f. D. Ph. VIII, 101/4 und XXVI, 403 ff.; R. Köhlers Kl. Schriften III, 173. Strodtmann I 298, III 37.

in die neuere Orthographie, in Glättung des Ausdrucks und metrischer Vereinheitlichung. Es ist, wenn auch viel maßvoller, etwa das Verfahren, wie es Arnim und Brentano im Wunderhorn, Görres in seinen Volks- und Meisterliedern u. a. m. geübt haben, auf deren Texte man sich nie ganz verlassen darf. Da kann man es denn einem Wächter nicht verübeln, wenn er auf gleichen Wegen gefunden wird.

Einen Teil der echten Lieder hat Wächter versucht, im Sinne und in der Art der Vorlage fortzusetzen, so II 143. Er benutzt dabei natürlich den gleichen Strophenbau, verwendet möglichst volksliedmäßige Worte und Wendungen, trifft aber den echten Ton doch nicht, ebensowenig wie in den ganz von ihm herrührenden Gedichten. Wenige Zeilen, in denen der Leser noch schwankt, dann ein völliges Entgleisen des Dichters, ein Verfallen in einen ganz falschen Ton, in die Sprache des XVIII. Jahrhunderts. Man sieht fast immer die Naht, wie bei Fortsetzungen so oft.

Die echten Lieder setzt er aber nicht allein fort, sondern er tritt mit ihnen auch in Wettbewerb, indem er versucht, selbst in ihrer Art zu dichten. Den Herausgebern des Wunderhorns war es möglich, geleitet von intimstem Verständnis und feinstem Instinkte, Falsifikate herzustellen, die den alten Münzen damals zum Verwechseln ähnlich sahen; sie waren selbst hochbegabte Dichter. Wächter versuchte dasselbe, aber etwa zwei Jahrzehnte früher — das will bei einer so jungen Bewegung, wie dem erneuten Interesse für das Volkslied, viel heißen — und dann als ein dichterisch viel unbedeutenderer Kopf. Seine helle Freude an solchen Versuchen, einen gewissen Stolz darauf merkt man wohl durch, aber teils langten die Kräfte nicht aus, teils sah er wohl die Schwierigkeiten nicht groß genug, teils beherrschten ihn auch vorgefaßte oder falschgefaßte Anschauungen so, daß er die ihm besonders ans Herz gewachsenen Motive auch hier immer wieder betonen muß. Er hat den Bürgerschen Rat nicht oder nicht genug befolgt, in den Spinnstuben den richtigen „Vortrag" zu lernen.[1])

Die Art, wie er selbständig Lieder im Volkston zu verfassen sucht, ist zunächst die gleiche wie in den Fortsetzungen. Worte und

[1]) Werke, herausgegeben von E. Grisebach, 2. Aufl., Berlin 1877, II 104, im Herzensausguß über Volkspoesie.

Wendungen, die im Volksliede häufig wiederkehren, werden natürlich vor allen Dingen verwandt. Oft nimmt er ganze Verse, selbst Verspaare herüber. Außer dem obengenannten[1]) erscheint z. B. aus Herders Volksliedern in III 119:

Röslein, Röslein, Röslein rot
Röslein auf der Haiden.

Fast immer aber verunglückt Wächter, sobald er auch nur einige Schritte weit allein gehen will. Da stellen sich Worte und Gedanken ein, die in den Stil gar nicht passen wollen; die Lyrik seiner Zeit kommt immer störend dazwischen. So läßt er das Bild der Geliebten dem Sänger im Monde, im Meere, im Bache erscheinen (II 396), sie will ihm nach ihrem Tode als „leichtes Dunstbild" nahen, wenn „herber Schmerz ihr Herz zerfetzt hat" (II 419), aus ihrem Grabe soll „Liebe zum Himmelsblümlein sprießen" (II 410). Die Liebe wird mit einer Hexe verglichen (III 144), mit einer stechenden Wespe. Ein Preis der Mutter, des Kindes gar, ist ein unechter Ton (II 396). Die alten Lieder sind Wächter eben nicht motivreich genug oder enthalten nicht die Motive, die er darin zu finden wünscht.

Nimmt er aber einmal das Motiv auf, so genügt ihm wieder die Form nicht. Er tut dann im großen, was er bei der Glättung beibehaltener Originale im kleinen getan, d. h. er verwischt den Unterschied des Alten und Neuen, die Patina gleichsam, ohne zu wissen, daß er es tut. So überträgt er das Farbenlied (III 368)[2]) in eine Zwitterform, die nicht Fisch ist und nicht Fleisch, bald zu viel des Alten, bald des Neuen enthält; es will keinen guten Klang geben. Immerhin schafft er hier nach echten Mustern.

Auf episch-lyrischem Gebiete hält er sich aber sklavisch zuerst an die Bürgerschen Balladen. Dessen Volkston wird als der schlechthin maßgebende und vorbildliche übernommen. Am Anfang der S. d. V. treffen wir eine Wächtersche Ballade (I 100); ihr liegt das alte Motiv zugrunde von gemeinsamer Flucht der Liebenden, ihrer Verfolgung durch die Verwandten des Mädchens und ihrem Untergang. Englische Vorbilder[3]) und Bürgers „Entführung" sind deutlich

[1]) Siehe S. 47.

[2]) A. und C., Nr. 57, Görres, S. 39.

[3]) U. a. heißt das Mädchen Hannchen, wie in Sweet Williams Ghost, das in Von deutscher Art und Kunst S. 49 übersetzt war, dann bei Ursinus S. 95, dann in Herders Sammlung.

erkennbar. Die Vortragsart ist ganz die des Meisters, selbst das Versmaß ist das der Pfarrerstochter von Taubenhain. Trotzdem ist offensichtlich, daß Wächter durch seine Lektüre des Volksliedes veranlaßt, diesem auch hier zur Verstärkung der beabsichtigten Täuschung einen Einfluß einräumt. Er beginnt mit dem Eingange der Nr. 103 des Liederbuches (Uhland I Nr. 114) und schließt mit einer oft vorkommenden Strophe. Das Einlaßbegehren des Buhlen beim Liebchen, ihr endliches Nachgeben gemahnt auch an das Volkslied. Gleichwohl ist der Gesamtcharakter durchaus der Bürgersche, nur geht es Wächter wie allen Schülern: der Lehrer wird in der äußeren Erscheinung übertrieben, an innerer Kraft nicht erreicht. Das gilt für den Anfang der Romanreihe, für die erste Schaffensperiode.

Am Schlusse der Romanreihe Wächters steht wieder eine Ballade (VII 269), auch hier nicht nach echtem Vorbild. Wieder bedarf der Dichter des Anschlusses an einen Größeren. Wie in der zweiten Periode das Kolorit fahler und immer unechter wird, so hat Wächter hier sowohl das Volkslied, wie den auf gleichem Wege strebenden alten Lehrer verlassen, und sich ganz dem in die Arme geworfen, der für die gesamte Bewegung, der Wächter ursprünglich angehörte, kein rechtes Verständnis haben konnte: Schiller. Dessen Balladenton wird jetzt nachgeahmt, auch stofflich schwebt hier in der zweiten Hälfte der Taucher vor, an den schon das Versmaß Wächters gemahnt. Nur hier und da spielt „Der wilde Jäger" mit hinein, sonst ist der ursprüngliche Ton festgehalten. Das bedeutet einen Rückschritt auf der betretenen Bahn, ein bedauerliches Verfehlen des mittelalterlichen Kolorits.[1])

Ebenfalls der zweiten Periode von Wächters Schaffen gehören zwei Lieder an, deren Betrachtung hier unnötig ist, die nur erwähnt werden müssen: IV 480 und 489, VI 616. Ihnen sind Noten beigegeben, auf jede Art Kolorit ist verzichtet, es sind moderne, sehr unklare und schlechte Poesien, das zweite Lied erinnert an die Stolberge.

Auch dem Drama begegnen wir bei Wächter. I 331 ff. ist von einem Schimpfspiel der Meistersänger die Rede, das die Geschichte vom verlorenen Sohn darstellt. Nun gibt es den Namen „Schimpfspiel" für theatralische Werke erst seit Hans Sachs[2]), mithin kann

[1]) Ganz merkwürdig ist aber, daß die Ballade zum Teil wörtlich an die „Bürgschaft" erinnert. Darüber Exkurs II im Anhang.

[2]) Grimms Wörterbuch: Schimpfspiel.

ein bestimmtes Stück, das diese Bezeichnung trägt und Wächter vorgeschwebt haben mag, auch nicht älter sein, muß also wieder frühestens aus dem XVI. Jahrhundert stammen.[1]) Ganz abgesehen davon, ist ein verlorener Sohn nie ein Schimpfspiel, also hat Wächter schon dies Wort mißverstanden, wenn er alles Dramatische so nannte, z. B. IV 344.

Welches Stück genannten Inhalts er nun gemeint haben mag, weiß ich natürlich nicht[2]), wahrscheinlich eins von Burkhard Waldis oder Hans Sachs, die das XVIII. Jahrhundert wohl kannte.

Außer dieser Erwähnung eines Dramas bietet uns Ho. 324 ff. „Die Mysterie und große Teufeley von der Hölle" d. h. nicht immer sie selbst, sondern oft nur eine Beschreibung. Der Bruder Gramsalbus ist, durch einen Schlaftrunk betäubt in den Keller geschleppt worden. Eine Gauklerbande führt nun bei seinem Erwachen das genannte Stück auf, um ihm vorzuspiegeln, er sei gestorben und in der Hölle. Auf einem Drachen sitzt der Höllenfürst, umgeben von seinem Hofstaat, fast nur Mönchen und weiblichen Heiligen. Vergebens sucht jeder die Majestät durch Anpreisung seiner Schandtaten, durch szenische Darstellungen aus seinem Leben, Proben seiner angeblichen Wunder zu unterhalten. Satan langweilt sich. — Nach einer Verwandlung der Szene erblickt man alle diese Verdammten in ihren mit Hohn und Ironie ausgemalten höllischen Qualen, denen Satan zusieht. Nun wird Gramsalbus herbeigezogen und nach langer Gerichtsverhandlung als „trauter Dienstmann" der Hölle belobt und zu neuem Schabernack entlassen.

Dazu ist folgende Anmerkung von Wichtigkeit:

Ho. 333: „Die eingehäkelten Stellen[3]) in dem was die Gaukler reden, sind Bruchstücke aus Mysterien und Teufeleyen, welchen ich nur den Reim und Knittelschwung genommen habe. Die Eilfertigkeit, mit der die Gaukler sie zusammenraffen mußten, mag die argen Parachronismen entschuldigen, welche ihnen entfahren."

---

[1]) Möglicherweise stammt der Name Schimpfspiel auch aus dem Peter Squenz. Das schildbürgerliche Treiben der Handwerker in Ho. 4) und 6) erinnert an die Beratungen vor der Aufführung von Pyramus und Thisbe. Meister Strauß, der Harnischmacher, Meister Helmkau, der Schreiner, Meister Altermann, der Weber können ihren Namen nach dem Muster der Gryphiusschen Personen erhalten haben.

[2]) Milchsack nennt in seiner Ausgabe von Burkhard Waldis Verlorenem Sohn, Halle 1881, allein fünfundzwanzig Dramatisierungen dieses Stoffes.

[3]) D. h. die in Anführungsstrichen eingeschlossenen.

Also der etwas unsicher gemachte Anspruch auf Echtheit, wobei man nicht recht weiß, ob Wächter für seine Behauptung ernsthaft Glauben verlangt. Bei seiner uns nun schon bekannteren Art wird man dem Gebotenen von vornherein skeptisch gegenüberstehen; liest man aber die betreffenden Seiten selbst, so sieht man wieder, daß er, mit leichter Anlehnung an das Alte, durchaus er selbst ist. Auch „Reim" und „Knittelschwung" können die „eingehäkelten" Partien inhaltlich wie formal nie besessen haben. Wohl mag er die Worte: Mysterium und Teufelen gehört, vielleicht auch einen vagen Begriff von ihrem Wesen gehabt haben; die Sache selbst konnte ihm bei seinen Hilfsmitteln, auch wenn er sie gründlicher ausgenützt hätte, als er allgemein tut, durchaus nicht vor Augen getreten sein. Ich führe das von ihm so ausführlich behandelte Stück auf zwei Elemente zurück.

Das eine ist das „schön spiel von Fraw Jutten", das Gottsched vollständig abgedruckt hatte.[1]) Freilich läßt sich mit Sicherheit kaum mehr als eine Reminiszenz nachweisen: der Teufel wird, umgeben von seinem Hofstaat, durch allerlei Künste unterhalten, bevor er sich mit einem neuen Opfer für die Hölle beschäftigt. Unmittelbar an diese Quelle gemahnt nur „Spiegelglanz", der Hochmutsteufel[2]) (Ho. 333).

Das zweite Element ist Klingers Faust. Auch von Klinger bin ich geneigt anzunehmen, daß er den Text des alten Spieles mittelbar oder unmittelbar gekannt hat; die ersten Abschnitte, die in der Hölle spielen, legen diesen Gedanken sehr nahe. Die Abhängigkeit Wächters von Klinger aber ist augenfällig. Bei beiden wird nämlich der Teufel vor allem durch „allegorische Balletts"[3]) unterhalten. Diese sind in der Art ganz gleich, unterscheiden sich aber, und auch das nur zum Teil, im Thema. Das ist ja natürlich, denn Klinger verspottet die menschlichen Leidenschaften, Künste und Wissenschaften insgesamt; Wächter kann sich nur gegen das schlechthin Verwerfliche, kann sich vor allem unmöglich gegen die Instrumente der Aufklärung wenden. Darum richtet er den ganzen Angriff nur gegen deren Feinde, also die Kirche und läßt in den Balletts ausschließlich den Stolz des Katholizismus, die Heiligen, verhöhnen. Franziskus, Origines, Dominikus, werden gründlich

[1]) Im Nötigen Vorrat II. Leipzig 1765, S. 84 bis 138.
[2]) Nötiger Vorrat S. 88.
[3]) Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt. St. Petersburg 1791, S. 41 ff.

schlecht gemacht, als ganz gemeine, unflätige Personen hingestellt. Die Geistlichkeit überhaupt, aus der bei Klinger die verworfensten aller Sünder hervorgehen, erscheint hier nur im zweiten Teil des Dramas ebenso, im ersten als Hofstaat des Satans, gleichsam als Unterteufel! An die Faustballetts erinnert auch die Ausmalung der höllischen Qualen (Ho. 339 ff.), ganz besonders aber der kleine Zug von den „Schatten", den nicht eigentlich verdammten Seelen, die in der Hölle weilen müssen, denn sie gehörten auf Erden zu denen, „die mit der Religion wuchern, und sie wie der filzigte Jude sein Kapital, auf Zinsen legen, in der Meinung, ihren elenden Seelen ein gutes Behältnis zu sichern".[1]) Bei Wächter sieht man es ihnen „gleich an, daß sie auf Erden Klöster gestiftet und durch Seelengeräthe ihre Nachkommen bestohlen hatten" (Ho. 331).

In Anlehnung an die beiden genannten Grundpfeiler, sicher an den zweiten, ist also dies „Mysterium" entstanden. Um die Unechtheit des Ganzen deutlich zu sehen, braucht man nur zu beobachten, wie Wächters Tyrannen- und Pfaffenhaß, sein Freiheitstrieb und seine Begeisterung für die „Helvetier" immer wieder sich zeigen. Historisch ist an dem Ganzen höchstens die erwähnte Reminiszenz, ferner zwei neulateinische Zitate und das Bild, nicht die Ausmalung der Seligkeitsmühle nach „Tyro von Schotten".

In IV 345 ff. läßt Wächter bei Hofe wieder ein Drama aufführen. Dieses teilt er vollständig mit, erzählt nicht wie bei dem vorigen größere Partien der Handlung. Die Situation, die Stellung des Herzogs zum Thema, die Zwischenreden des Hofnarren, der Zweck der Aufführung: das ist alles nach dem dritten Akt des Hamlet gestaltet. Das einzig Mittelalterliche ist die Form der Revue und die Anwendung des Knittelverses, sonst sind Inhalt und Stil ganz XVIII. Jahrhundert und ganz Wächter. Die Gebrechen des Landes werden als Sieche vorgeführt: die einzelnen Stände, „des Landes Sicherheit", die Gerechtigkeit und besonders die „Religio" klagen ihre Not. Sie alle liegen darnieder; und als gar der einzige Gesunde, der „Säckel des Staats und des Hofes zugleich" erscheint (Ho. 355) und von allen Siechen angefallen wird: „Betrüger, das Gold uns! Wir machten Dich reich!" springt der Herzog auf, das Spiel hat ein Ende.

Auch das Drama enthält also wenig Mittelalterliches. Ist

[1]) Faust S. 24.

auch wiederum, selbst hier noch, ein dahin zielendes Streben zu spüren, so macht doch die Gegenwart diese Ansätze immer zunichte Ganz seltsam mißlingt es aber Wächter, wenn er in der Sprache den echten Ton zu treffen sucht.

3. Der „Archaismus".

Im XVIII. Jahrhundert treten mehr und mehr Bestrebungen hervor, durch den Gebrauch alter, guter Worte und Wendungen „die arm gewordene" Sprache zu bereichern und zu beleben. Das empfahlen schon Bodmer, Lange, Gleim und andere „Erwecker" des Minnesangs; ferner Lessing, Herder, Bürger usw. Praktische Versuche auf diesem Gebiete blieben freilich in den ersten Anfängen: über die Verwendung einzelner Vokabeln kam man im wesentlichen nicht hinaus.

Da machte Wieland 1777, also schon ein Jahrzehnt vor Wächters Auftreten, im „Geron der Adelich" [1]) zum ersten Male in größerem Maßstabe das Experiment, eine epische Dichtung mit zahlreichen Archaismen zu durchsetzen. Daß es ihm nebenbei auch auf die erwähnte Sprachbereicherung ankam, zeigen seine Neuprägungen am Schlusse des beigegebenen Glossars, die er ebenso wie die alten Worte zum allgemeinen Gebrauch empfahl. Dies ist aber nicht der Hauptzweck des Dichters. Er braucht, wie er selbst sagt, „eine Sprache, die der Täuschung, als ob man den alten Branor selbst reden hörte, so wenig als möglich hinderlich wäre". Der archaisierende Stil ist hier also ein bewußt gehandhabtes Kunstmittel, die Stimmung, die der alte Stoff erzeugt, zu erhöhen.

Etwa ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen von Wächters ersten Romanen beginnt unter den Romantikern der „Archaismus" Beachtung und Pflege zu finden, als Kunstmittel wie zur Bereicherung der neuzeitlichen Sprache.

Zwischen Wieland und den Romantikern steht zeitlich also Wächter in der Mitte. Hätte jeder von ihnen alle Hilfsmittel seiner Zeit redlich benutzt, um die Verwendung mittelalterlicher Worte wissenschaftlich zu fundieren, so konnte ihm das doch nicht gelingen, denn die eigentliche Germanistik wurde erst später begründet. Für

[1]) T. Merkur 1777, I S. 1 ff., 105 ff.; jetzt Werke IV 117.

Wächter speziell kennen wir aber aus dem Gange unserer Untersuchung die Art seiner Quellenbenutzung, können also einen Analogieschluß auf seine sprachlichen Kolorisierungsversuche machen. Wer in dem Maße wie er die Form vernachlässigt, das Grob-Stoffliche so sehr dominieren läßt, dem mag man schwerlich zutrauen, auf die Sprache einen Fleiß gewendet zu haben, der in keinem Verhältnis zu den Bemühungen auf anderem Gebiete stehen würde. Tatsächlich finden sich denn auch keine Spuren, die eine Benutzung der wenigen vorhandenen Hilfsmittel erkennen ließen. Man wird sich also bei Wächter ganz besonders hüten müssen, irgendein anderes Prinzip bei der Verwendung alter Worte anzunehmen, als das Bedürfnis nach äußerem Kolorit. Er hat nur den einen Zweck, wie durch seinen kultur- und literarhistorischen Apparat, so auch durch den Vortrag die „Sagen der Vorzeit" „Veit Webers" für den Durchschnittsleser echt genug erscheinen zu lassen.

„. . . . weil der romantische Archaismus zunächst nur eine gewisse ästhetische Richtung, aber nicht die Anforderungen der Wissenschaft zu befriedigen bestimmt sein konnte, bietet derselbe ungemein vieles, was vor einer tieferen Sprachkenntnis zuschanden werden mußte, was entweder nur in den Zeiten der ärgsten Sprachverhunzung und des Kanzleistils gegolten oder doch auch nur nach ungefährer Analogie anderer altertümlicher Formen gebildet war. Trotzdem wird es jenen rein literarischen Zweck zu erfüllen imstande sein, wenn es nur bei dem Laienleser den Eindruck des Altertümlichen hervorruft."

Diese Worte, mit denen Pettrich[1]) den Hauptteil seiner Untersuchung über den romantischen Archaismus beginnt, haben für Wieland wie für Wächter ebenfalls Gültigkeit, sie müssen auch hier den entscheidenden Gesichtspunkt für die Behandlung geben. Daraus folgt denn, daß Worte und Wendungen, die hier und da auch sonst bei zeitgenössischen Autoren belegbar sind, wofern sie nur durch häufigere Wiederholung oder die Art ihres Vorkommens augenscheinlich den archaisierenden Tendenzen Wächters dienen sollen, ebenso wie die wirklich alten der Betrachtung unterworfen werden müssen. Wenn man ferner sieht, wie willkürlich und unkonsequent alle Versuche sind, auch syntaktisch mittelalterliches Deutsch zu schreiben, wie für Satzbau, Wortstellung usw. sich so gar keine

[1]) Hermann Pettrich, Drei Kapitel vom romantischen Stil, Leipzig 1878, S. 43 ff.: Der Archaismus des romantischen Stils.

Regel gewinnen läßt, dann ergibt sich des weiteren eine Beschränkung des Themas auf den Wortschatz, mithin der Darstellung auf ein Vokabular. Diesen Weg hat Pettrich eingeschlagen, ihm hat sich Singer in der Untersuchung über den Wielandschen Archaismus im „Geron der Adelich" angeschlossen.[1]) Wenn entsprechend im nachstehenden diesem Vorgange gefolgt wird, so ergibt sich dabei auch leichter die Möglichkeit eines Vergleiches der drei Versuche.[2])

Wie am Eingange der Arbeit erwähnt, beruht die Behandlung der Wächterschen Romane auf einer Auswahl von acht Bänden mit rund 4000 Seiten. In ihnen sprechen der Autor wie seine Figuren für gewöhnlich die Sprache des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts. Nur hier und da, gleichsam als besinne sich der Verfasser auf die Pflicht, als Veit Weber auch wie ein Sänger der Vorzeit zu reden, erscheinen einzelne archaisierende Sätze oder Satzgruppen. Auch in diesen sind die „alten Worte" durchweg die Hauptsache, sie werden mit sichtlichem Stolze gern in den Anmerkungen übersetzt oder erläutert.[3]) Nur äußerst selten ist der Versuch, auch syntaktisch „mittelalterliches" Deutsch zu reden; in der zweiten Periode von Wächters Romanen fehlt er ganz. So würde denn die Untersuchung aus dem Fluß der langen Erzählungen immer nur gleichsam die Inseln durchforschen müssen, wenn nicht an einer Stelle dieses ganze Bemühen konzentriert an uns heranträte.

II 4) „Der graue Bruder", die Prosabearbeitung des Grafen von Rom, verspricht schon im Titel eine möglichst mittelalterliche Diktion: „In des Frauenlobs Ton"! Wächter wählt den Namen

---

[1]) Zfd. Ph. XXV, S. 220. Ludwig Singer: Über Wielands Geron, bes. S. 236 ff.

[2]) Ich verwende folgende Abkürzungen:

Wie: findet sich auch im Geron.

Ro: findet sich nach Pettrich auch bei den Romantikern.

D. Wb.: Grimms deutsches Wörterbuch.

Gl. Pr.: Glossar zu den Proben der alten schwäbischen Poesie des Dreyzehnten Jahrhunderts. Zürich 1748.

Gl. Fab.: Glossar zu den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Zürich 1757.

Chriemhildens Rache, Zürich 1757, hat kein Glossar, sondern nur Erläuterungen für jede einzelne Spalte; bei der Sammlung von Minnesingern fehlt auch das.

Gl. Pr. und Gl. Fab. hat Wächter anscheinend nie nachgeschlagen, und ihre Erwähnung hat nur den einen Sinn, zu beweisen, daß um 1750—60 die betreffenden Worte noch der Erklärung bedürftig erschienen. Beide Glossare wollten ja nur dem Laien die Lektüre des mittelhochdeutschen Textes ermöglichen und keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen.

[3]) Zum großen Ergötzen Tiecks in den S. 128 angegebenen Stellen.

Frauenlob nach dem alten „Meister", der wie kein anderer die Frau besungen habe (I 157/58 Anm.). Unter dessen „Ton" versteht er dann anscheinend dessen Stil im allgemeinen. Hier bietet Wächter alles auf, recht archaistisch zu sprechen, bleibt auch auf diesen 52 Seiten seiner Absicht stets treu. Um unserer Untersuchung nicht eine ungebührliche Ausdehnung innerhalb des Ganzen zu geben, mag also auf diese Erzählung die Betrachtung des Archaismus beschränkt werden.

Sollte wirklich Frauenlobs Sprache als Muster gedient haben? Wächters Kenntnisse vom Minnesang wurden oben als sehr bescheiden nachgewiesen. Hätte er auch von Frauenlob wirklich mehr als den Namen gekannt, so ist doch ein bewußtes Nachahmen von dessen „Ton" von vornherein nicht anzunehmen. Wächter schrieb Prosa, brauchte also als Vorbild wiederum Prosa. Zu Wächters Zeit war noch so wenig handschriftliches Material aus der Zeit vor der Reformation gedruckt, daß archaisierende Versuche über das XVI. Jahrhundert nicht hinaus kamen.[1]) Dessen Sprache mußte Wächter um so mehr als die für ihn brauchbare „mittelalterliche" erscheinen, als ihm Götz und Hutten ja vertraut waren. Sie war ja nicht tot, sie lebte zum guten Teile noch neben der modernen Prosa und Poesie fort: Luthers Bibelübersetzung war jedermann verständlich. Eine kernige, kräftige Sprache, aus der man außerdem etwas feierlich Gehobenes und etwas Treuherziges heraushörte, das in dem Maße ursprünglich doch nicht darin lag. Sie war also die natürliche für Wächter, dazu schien sie leicht zu handhaben, denn außer der Wortwahl glaubte er nur weniger Kunstgriffe zu bedürfen, um sie gebrauchen zu können. Dahinein paßten denn auch gut seine Volkslieder, die in der ihm vorliegenden Gestalt annähernd derselben Zeit entstammten. Gewiß hatte Wächter ebensowenig wie seine Zeitgenossen schon soviel Stilgefühl, daß er sich irgendeinem Vorbild hätte besonders anschließen können: auf sein Ohr mochten sie ganz gleichartig wirken, aber trotzdem dominiert Luthers Sprache, und zwar die der Bibelübersetzung, die Wächter als Theologen bekannt genug sein mußte. Wörtliche Anklänge an

[1]) Breitinger sagt 1757 in den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger S. 339 von der mittelhochdeutschen Sprache, man würde „am richtigsten davon schreiben können, wenn man zuerst eine beträchtliche Anzahl von ihren Skribenten haben wird". Damals kannten aber die Züricher Freunde schon fast alle später von Myller publizierten Handschriften!

die Bibel werden darum am Schlusse des nun folgenden Glossars zusammengestellt werden. Abgesehen von dieser besonderen Sprachquelle muß man sich dann Wächters Verfahren entsprechend dem auf kultur- und literarhistorischen Gebiete etwa so denken: Alles, was zur Herstellung der gewünschten Patina ihm irgend geeignet erscheint, wird benutzt, einerlei, wo es herstammt. Dabei kommt es ihm auch nicht darauf an, Neuprägungen vorzunehmen, die nach Analogie wirklich alter Worte gebildet sind.[1])

aber = wieder. 405: nicht eigentlich archaistisch im XVIII. Jahrhundert, doch Gl. Fab. erklärt.

Acht haben mit Genetiv 408.

als = wie. 402: „als ich denn bin". anknüpfend vor Relativen. D. Wb. II 5, 403: „als welches ich begehre". 418: „als welche"

also = ita. D. Wb. 1). 399: „also geschah auch dem Grafen". Ro; mit folgendem: daß. D. W. 3). 403: „also (spießen), daß er noch möge sich martern". 395, 400 Ro.

anhalten, daß = darum bitten, daß 420.

Atzung*[2]) = Nahrung. 397. Gl. Pr.

aufsätzig = feindlich gesinnt. 441: „aufsätzig der Hausfrau".

baar = D. Wb. 1). 406: „baar jeder Freude". Gl. Pr. = bloß, frech. Wie. = nackt, entblößt, ausgezogen.

baß = gut. Positiv-Bedeutung. Gr. Wb. 1). 413: „so baß er es mochte". Als Komparativ 407: „noch baßer"(!).

befehlichen mit Akkusativ = befehlen. 415: „befehlichen einen Buben, zu rufen . . . ."

begehren D. Wb. 4) b). 417: „ein Hartes an mich begehren." 421: „an mich begehren".

Buhllied = Liebeslied.

dicke = oft. D. Wb. 7). 421: „that das dicke". Gl. Fab.

dickmals* = oft. 399: „thät sich dickmals erinnern".

Ellende* = Fremde. 433. Gl. Pr.

---

[1]) Im folgenden bezeichnet die arabische Zahl die Seite des II. Bandes, dessen letzte Erzählung eben „Der graue Bruder" bildet.

[2]) Das * heißt: von Wächter in der Anmerkung selbst erklärt.

entbrünſten = entbrennen machen. Neubildung. 405: „entbrünſten das Herz".

Erbiethen = Anerbieten 404.

erfinden = finden D. Wb. 3). 418.

ſich erfreuen = mit Genetiv = ſich freuen über. D. Wb. 2). 394: „deß' erfreute ſich". Wie. (auch Goethe).

erinnern mit Akkuſativ der Perſon und Genetiv der Sache D. Wb. 3) a). 394: „da thät der Burgpfaff erinnern Herrn Siegmund ſeines Gelübdes". Auch bei Wieland und Goethe.

erſehen mit Genetiv = wahrnehmen. D. Wb. a). 401 u. 433: „erſah ſeines Fuges".

ſich erluſten = ſich vergnügen. D. Wb. 2). 419.

ſich erluſtieren = „ „ „ „ 432. Ro.

finden mit Partizip. D. Wb. 6) a). 413: „da fand er ſie, gar züchtig angethan, ſitzend am Spinnrocken". Vgl. Evangelium Matthäus 26, 40 u. 43: „fand ſie ſchlafend".

Frau ſchwach flektiert: „der Frauen". Ro.

freyſ(ſ)am = ferox. D. Wb. Gl. Fab. = „fürchterlich, grauſam" 399.

Frommen = Nutzen. 407: „ohne Frommen". Gl. Fab. Verbum: Wie.

Fug = das was paßt und zugleich zum Vorteil gereicht. D. Wb. 4). 401 u. 433: „erſah ſeines Fuges".

fürbaß = weiter, weiter fort. D. Wb. 1). 398: „wallte fürbaß". Gl. Pr.

fürder = weiter (lcoal). D. Wb. 1) a). 420: „fürder wallen".

= weiter (temporal). D. Wb. 2). 405, 421: „ſprach fürder". [D. Wb. zitiert S. d. V. I 398.]

gar D. Wb. III 3) c). 393: „gar zärtlich". An ſich nicht nur archaiſtiſch, doch offenbar nach der häufigen Wiederholung zu ſchließen, von Wächter ſo gedacht.

Gebreſte* = Schaden, Wunde, Krankheit. 406. Gl. Pr. erklärt breſte = Gebrechen, Mangel.

Gefreunde — plural. = Freunde? oder wie in der Bibel = Verwandte? 441: „Gefreunde und Waffenbrüder".

gen = nach. 406: „gen Deutschland". Nicht notwendig ein Archaismus, aber wohl nach der Bibel.

genesen = gesund werden. D. Wb. 4). 393. Gl. Fab. = Bey Leben bleiben, ungekränkt davonkommen. Ro.

Gespannschaft: (Reise-) = Reisegesellschaft. D. Wb. 1) e) zitiert diese Stelle. 420.

Gespons = Gemahlin. fem. od. neutr.? D. Wb. 2) b) od. 3) b). 409.

Gesprächsel = Gespräch. 410. auch bei Voß belegt, Neubildung.

gesunden = gesund werden. 393. In D. Wb. für das 18. Jahrhundert reichlich belegt, doch Gl. Pr. erklärt!

Gewächs = Wuchs. D. Wb. I. 402.

gewähren mit Akkusativ der Person und Genetiv der Sache. D. Wb. IV 2) a) α) 1). 421: „so ihr mich wollet gewähren einer Bitte". 422: „dessen gewähren". Inkonsequent daneben z. B. 436: „gerne gewähr ich dir das" und öfter.

gülden = golden. nach Adelungs Wörterbuch veraltet.

halsen D. Wb. 2). 397. Nach D. Wb. auch bei Tieck, Oktavian 2. 2. Akt. Schluß. (fehlt bei Pettrich).

hofieren = sich einem höflich ꝛc. zeigen. D. Wb. 2). 399.

holdselig D. Wb. 2) selten im 18. Jahrhundert. Hier wohl nach der Bibel. 405: „holdseliges Weib".

item, so D. Wb.: „bei Anreihung eines Postens an den vorhergehenden in einer Rechnung", also = ferner. 402, 418 Absatz.

je — je = desto — je. D. Wb. II 6) a). 428: „je schwerer, je mehr es heranwuchs".

kiesicht = kiesig. Nach D. Wb. ältere Form.

kirren = zu gewinnen suchen. D. Wb. 2) b). 431: der Mönch fuhr fort „den Grafen zu kirren".

korrallin = korallen.

kund thun D. Wb. II 3) b).

Lailach D. Wb. leilach = Leintuch, Bettuch. 431.

Leib = Leben D. Wb. 1) oder = Person D. Wb. 2). 402/3: „geben [als Lösegeld] für meinen Leib". Gl. Fab. wie D. Wb.

lüsten = gelüsten. D. Wb. 1). 401.

mächtiglich = überaus, ungemein. D. Wb. 393.

Mä(h)rlein D. Wb. 1). 421.

Minne, minnen 393, 406 häufig bei Gleim, dem Göttinger Hain ꝛc.

Missewende* = Unglück. 435. mhd. Gl. Pr. = Falschheit, Laster, Schande. Gl. Fab. = obliquitas = Fehl, Hinternis.

mögen = können, vermögen. 398, 400, 402, 409: „daß man es nicht mag ergründen". 413 ꝛc. Wie. Ro. Auch in heutigem Gebrauch z. B. 415 „er möge vorlesen".

Mönchsmann = Mönch 407. Neubildung.

munden = schmecken D. Wb.: sonst nur bei Goethe. 393.

neiden mit Dativ der Person und Akkusativ der Sache. D. Wb. 2) e). 425: „es ihm neiden".

Neidhart = neidischer Mensch. D. Wb. 1) b). 425.

Ohrenbläser = Zuträger, Einflüsterer. D. Wb. 400.

so = condit. wenn. D. Wb. II C 5) d). 402: „So nicht wäre genug". 403: „so du mich abspanneſt". = Ersatz für nom., acc., sing. u. plur. des Relativ-Pronomens. D. Wb. II D 2) c). Zu Wächters Zeit veraltend, nicht veraltet. 400: „Gespenst, so hinschreitet". 398: „der Baum, so blühte".

Perlin = Perlen 411.

Pfülb alte Form für Pfühl 432.

reisig D. Wb. 1). 403: „reisiger Knecht".

Rittersmann = Ritter 401.

Rüde* = Jagdhund 413.

Ründe = Rundung. Neubildung. 393: „Seines Antlitzes Ründe".

sänft'gen = besänftigen. D. Wb. 1). 443.

sänftiglich = sanft. adverb. D. Wb. [zitiert S. d. V. III 348, falsches Zitat] 413.

Sang = Lied. D. Wb. 1); wohl trotz Klopstock u. a. noch als archaistisch empfunden. 397. auch „Liebsang“ (400).

Schalk = „Spitzbube, schlechter Mensch“. D. Wb. II 2) b). 395. Wie.

schelten für etwas. D. Wb. 2) b). 425: „schalt die Siechen für Blinde und Falsche und Neidhardte“.

schier = gar. D. Wb. 3). 393: „schier selten“. 394: schier balde“.

= beinahe, fast. D. Wb. II 2) e). Nur einmal 409: „ich würde schier seelig“.

Die anderen Bedeutungen von „schier“ fehlen bei Wächter.

Sendschreiben D. Wb. archaistisch. 418.

setzen bildet „satzte“ (395). entsprechend 409: „versatzte“.

sittich = sittsam. D. Wb. 3): sittig. 442.

Sold = Belohnung. D. Wb. II 2). 422: „Minnesold“; häufiger, auch Wie.

Soldan = Sultan 399.

Staden* = Gestade. 411.

Treber bildet Plural: Trebern. 417. Ro.

thun zur Umschreibung des Verbums. 393: „thät sich erfrischen“. 408: „es thut mich verdrießen“. 405: „es that ihn dünken“. Ro.

überantworten = übergeben 419: „und überantworten alles dem Mönche“. In der Bibel häufig.

umb- für um- als Vorsilbe. 401: „umbfangen“. 407: „umbhalsen“.

Valetsagen D. Wb. 1). 419.

Venetia = Venedig. 420.

verführen = vollführen D. Wb. 5). 414 „Klagen“.

vermerken = merken. D. Wb. 1). 420.

wallen = „wandern“. Gl. Fab. 398: „fürbaß wallen“.

sich wandeln = sich verwandeln. 415: „ihres Antlitzes Farbe“.

Wärtel = Wärter.

weder = als nach Komparativen. 398: „mehr des Guten, weder des Bösen“. So öfter im Alten Testament. z. B. 1. Buch Mos. 32, 10.

wohl = gar sehr. 398: „wohl steuer- und maßlos" 415: „ergoß sich von neuem die Thränenflut wohl über ihr Antlitz".

mit Züchten = „sittsamlich". Gl. Pr. = „bescheiden". Gl. Fab. 435. Wie.

zucken = zücken. 401: „ein Schwerdt". Ro.

Biblische Wendungen und Sätze.

421: „Da entgegnete und sprach".
Die bekannte Formel, z. B. Marc. 10, 3: „Er antwortete aber und sprach".

431: „wohlgehen, so lange sie lebet auf Erden".
4. Gebot, „auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden".

434: „ins Land seiner Väter".

436: „ins Vaterland und zu deiner Freundschaft".

702: „heimfahren ins Land meiner Väter und zu meiner ehelichen Hausfrau und meinem Buben".
I Mos. 12, 1: „Gehe aus deinem Vaterlande, und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause".

436: „Was er ihm habe gutes gethan".
Psalm 103, 2: „und vergiß nicht, was er dir Guts gethan hat".

395: „ein frommer Mann und kein Arges in ihm".
Joh. 1, 47: „ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist".

395/6: „machte sich auf und zog hin zum heil'gen Grabe".
Jos. 1, 2: „machte sich früh auf und zog".

401: „Und es begab sich eines Tages, daß . . .
406: „Und es geschah zur selben Zeit, daß . . . } bekannte bibl. Formel.
Luc. 2, 1: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging . . .".

412: „ins Meer, wo es ist am tiefsten".
Matth. 18, 6: „und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist".

420: „und schieden sie voneinander in Frieden".
I. Mos. 26, 31: „und sie zogen von ihm mit Frieden" und öfter.

* * *

Wächter hat also im allgemeinen nach Echtheit des Kolorits gestrebt und sich nach Geschichtswerken und sonstigem zugänglichen Material zu bilden gesucht. Dennoch bleibt er durchaus oberflächlich. Selbst von den äußeren Dingen des Mittelalters hat er kein klares Bild und hat auch nicht versucht, sich ein solches zu machen. Fragen, wie sich Wächter eine Burg dachte oder die Bewaffnung seiner Ritter, konnten darum auch nicht behandelt werden, da schon die Vorarbeiten dazu die völlige Aussichtslosigkeit dieses Bestrebens zeigten. Die ganze Art der Quellenbenutzung ist bei ihm darum so ungenügend und sprunghaft geblieben, weil ihm das Äußere hinter dem Inneren zurücktrat; weil er die Gegenwart nicht los werden konnte, von der er ausgegangen war und die ihm durchaus der Mittelpunkt auch für seine historischen Dichtungen blieb. Das wird klar werden, wenn wir die zweite Frage des Themas zu beantworten suchen.

II.

Wie erscheint bei Wächter das Mittelalter, und warum erscheint es gerade so?

Es gilt zunächst den Ausgangspunkt von Wächters Produktion zu fixieren. Zu diesem Zwecke mag die erste Erzählung des ersten Bandes der Sagen der Vorzeit „Männerschwur und Weibertreue" folgendermaßen behandelt werden.

Ein Überblick über die Handlung soll an einem Beispiel zeigen, was in einem Wächterschen Romane vorgeht. Von einer Untersuchung seiner Technik, wofern man eine solche überhaupt annehmen will, sehe ich dabei ab, auch würde sie meinem Thema ja nicht angehören. Dann wäre nachzuweisen, wer Wächters literarischen Vorbilder sind: am stärksten hat Goethes Götz gewirkt, nächstdem Klingers Otto, dann Shakespeare und schließlich Bürger; das spätere Ritterdrama kommt höchstens als Allgemein-Erscheinung in Betracht. Dabei gilt es, eine Fehlerquelle zu erkennen: Goethe steht unter Shakespeares Einfluß, Klinger unter dem beider, Wächter unter dem aller drei. Überall verbreitete Motive lassen sich darum nicht mit Sicherheit auf ein bestimmtes Vorbild zurückführen, doch spricht manches dafür, die obengenannten Stärkegrade der Beeinflussung anzunehmen.

Der Inhalt von „Männerschwur und Weibertreue" ist so bunt, so viele verschiedene Handlungen kreuzen sich hier, daß eine Analyse des Ganzen kein genügend klares Bild geben würde. Eine Inhalts-

angabe würde das noch viel weniger können. Ich gebe daher am besten eine Analyse der einzelnen Bücher.[1])

Buch I.

Am Anfang stehen zwei erregende Momente:

a) Wildungen entlarvt die Schurkerei Wolffsteins, der trotz seiner Verlobung mit Helene von Mayenthal einer anderen Anträge gemacht hat; seine Waffenbrüder sagen sich von ihm los. (1)

b) Die Ritter Kleeborn und Ralow schwören dem Abte Gottschalk von St. Veit blutige Rache, weil er ein edles Mädchen geschändet und in den Tod getrieben hat. (2)

Da Gottschalk und Wolffstein Freunde sind und die gleichen Widersacher haben (die genannten Ritter sind Waffenbrüder), so handeln sie gemeinsam.

a) Sie lassen auf Helene einen Mordanschlag anführen; dieser mißlingt, (7)

b) sie lassen durch den Ritter Rustringer ihre Burg überfallen; der tödlich verwundete Bruder rettet Helene noch zu Wildungen, (8)

c) sie lassen in dessen Abwesenheit Helene rauben und nach Wolffstein bringen.

Wildungen und dem Sänger Minnehold gelingt es Helene zu befreien, indem sie, wie einst Blondel das Gefängnis seines Herrn, ihren Aufenthalt ermitteln[2]) und dann die Besatzung für sich gewinnen. Wolffstein wird entehrt. (18–20)

Zwischen diesen Ereignissen liegt:

a) Die Verfolgung Rustringers durch Kleeborn, bei der das Geheimnis eines Waldbruders, des ehebrecherischen wahren Vaters Wolffsteins entdeckt wird. (9–10)

b) Wildungen erzwingt von Wolffstein die Herausgabe von Helenens Geschenken und nimmt dessen Edelknappen Hans mit. (15)

---

[1]) Die Handlung ist in drei Bücher geteilt, in denen Szenen und Briefe gleichmäßig durchnumeriert sind. Im folgenden, d. h. nur für diese Spezialuntersuchung, bezeichnet die römische Zahl das Buch, die arabische die Szene bezw. den Brief. Also I 2 heißt zweite Szene des ersten Buches.

[2]) Das Blondel-Motiv hatten das Deutsche Museum 1781, S. 7 und der Deutsche Merkur 1777, IV 210 und 1781, II 3 wieder bekannt gemacht. Ferner B. Naubert im Walter von Montbarry II 514. Vgl. auch Ursinus a. a. O., S. XXIII.

Buch II.

Erste Handlung:

Wildungen ist mit Agnes von Wertheim verlobt, doch Dorneck, der Bruder von Wolffssteins Geliebter Uda, beschließt, Agnes wegen ihrer Reichtümer zu erwerben. Er schließt sich also Gottschalk und Wolffsstein an. Zur Erreichung seines Zieles ergreift Dorneck folgende Mittel:

a) Er schreibt einen Verleumdungsbrief an den alten Wertheim, (1)
b) er läßt Wildungen nötigen, um einer alten Schuld willen das Einlager zu halten und fesselt ihn damit an einen Ort, (2)
c) er erfüllt scheinbar den Auftrag Wertheims, der seinen zukünftigen Schwiegersohn auf die Probe stellen will, indem er diesem angeblich von einer Gefangenschaft des alten Grafen schreibt, in Wirklichkeit aber eine ganz gleichgültige Botschaft übermittelt, so daß Wildungen nur mit einem mündlichen Gruße antwortet, (12)
d) er läßt den alten Wertheim, der darüber zuerst völlig verzweifelt ist, dann aber den Abtrünnigen in Pilgerkleidern selbst aufsuchen will, unterwegs von Knechten mit Wildungens Feldbinde überfallen und rettet ihm dann das Leben. (17)

Damit siegt Dorneck, denn jetzt ist der Graf gewonnen und will ihm als Lohn die Tochter geben. (19) Doch beim Hochzeitmahl erscheint Wildungen, zwingt den Schurken zu bekennen und stößt ihn nieder. (21)

Zweite Handlung:

Der Zug der Waffenbrüder Kleeborn und Ralow gegen Gottschalk erreicht zunächst nichts, denn

a) der Verfolgte ist geflohen,
b) sein Kloster wird durch das Auftreten des Priors Leodegar gerettet. (16)

Lose neben diesen beiden Hauptlinien der Handlung stehen Liebesszenen zwischen Kleeborn und Helene, die sich gefunden haben (3, 4, 14) und die Femacht gegen Wolffsstein. (18)

Buch III.

Erste Handlung:

a) Wildungen ist vor Verzweiflung wahnsinnig geworden, wird aber von Minnehold nach sorglicher Vorbereitung geheilt und mit Wertheim und Agnes ausgesöhnt. (3)

b) Bei der Hochzeit wird Wertheims Sohn, den Gottschalk vor Jahren gefangen gesetzt und Leodegar nun befreit hat, dem Vater wieder zugeführt. (14)

Zweite Handlung: Die Vergeltung an Wolffsstein und Gottschalk.

A) a) Wolffsstein kommt bei seinem Umherirren zum Waldbruder, erkennt in ihm seinen Vater und ersticht ihn. (11)

b) Wolffsstein wird, weiterirrend, von der heiligen Feme erreicht und gerichtet. (17)

B) a) Kleeborn hat sich, als Gottschalks Aufenthalt endlich entdeckt ist, als Pilger in die Burg eingeschlichen. (5)

b) Kleeborn wird von Cäcilie, des Abtes Buhldirne, erkannt, (5) diesem verraten (7) und als Geisel ohne sein Wissen behalten.

c) Kleeborn wird durch Cäcilie von Helene und Wildungen gelöst, die angeblich Buhlschaft miteinander pflegen, und verführt (9). Er flieht mit ihr (15), kurz bevor die Burg erstürmt und Gottschalk getötet wird. (16)

d) Kleeborn will unerkannt Wildungen für seine angebliche Untreue strafen und fällt dabei. (18)

Dritte Handlung:

a) Elsbeth, Ralows Braut, sucht den Ritter Lüder in sich verliebt zu machen und beschließt, da sie ihn mit Güte nicht gewinnen kann, ihn entführen zu lassen. (12)

b) Elsbeth wird bei diesem Unternehmen selber von Lüder entführt und eingesperrt, bis Ralow zurückkommt. (12)

c) Elsbeth wird nach Ralows Heimkehr von ihm mit Verachtung gestraft und nach Hause geschickt. (18)

* * *

Im folgenden sollen die einzelnen Reminiszenzen Wächters an die früher genannten Dichter nachgewiesen werden.

Einfluß des Götz.

Der eben in Kürze geschilderte Verlauf der Handlung bietet schon eine ganze Anzahl Parallelen zum Goetheschen Drama.

Wildungen entspricht in der Charakteristik dem Götz (in der Gruppierung nicht immer), er ist ihm ähnlich an Mut und Rechtlichkeit, freilich arg vergröbert und ohne individuelle Züge als ein

Ritterideal ganz auf diese Eigenschaften gestellt. Er ist die Hauptperson des Romans. Sein Knappe heißt ebenfalls Georg.

Kleeborn, der edle, aber schwache Ritter, für Frauenschöne nur allzu empfänglich, ist dem Weislingen nachgebildet. Er verläßt seine edle, schlicht-weibliche Braut Helene und fällt in die Schlingen des verführerischen Weibes Cäcilie, damit geht er ins Lager der pfäffischen Partei über. Auch sein Bube heißt Franz.

Da Wildungen an Helene Bruderstelle vertritt, ist seine Stellung zu Kleeborn die Götzens zu Weislingen.

Das — sagen wir — Weislingen-Motiv verwendet Wächter aber noch ein zweites Mal, indem er vorher Wolffsstein um Udas willen ebenfalls seine Braut, dieselbe Helene, verraten läßt. Wildungens Stellung zu Wolffsstein ist deshalb eine ähnliche, wie später die zu Kleeborn.

Also entsprechen durch diese Motivwiederholung Cäcilie wie Uda der Adelheid, Wolffsstein wie Kleeborn dem Weislingen, Helene der Marie.

Auch manche andere Personen, Szenen und Situationen des Romans haben ihre Vorbilder im Goetheschen Drama.

Der Roman spielt in der Bamberger Gegend, nahe dem Kloster (Bruder Martins) St. Veit.

I 1.) Er beginnt, wie der Götz, in einer Herberge. Die sich hier abspielende Szene zwischen Wildungen und Minnehold ähnelt in mancherlei Zügen der zwischen Götz und dem Bruder Martin. Der Sänger blickt voll Bewunderung zu dem tapferen Helden empor; wie gern wäre er selber ein Ritter, doch seine Hand ist zu schwach zum Kampfe. Bei diesem Wunsche spricht sehr mit, daß der Ritter zum Weibe eine viel schönere Stellung habe, als jeder andere. Auch Minnehold trinkt keinen Wein.

Wie Götz und Weislingen (I. Akt, Jaxthausen) feiern auch die am Ende der Szene auftretenden Waffenbrüder Jugenderinnerungen.

I 2.) Die Szenerie der Goetheschen Femtagung (V. Akt) hat Wächter wohl veranlaßt, den schaurigen Schwur an der Leiche der ermordeten Unschuld gerade in ein finstres, enges Gewölb zu verlegen.

I 10.) Der Waldbruder beklagt (wie Bruder Martin, Akt I) die drei Mönchsgelübde und beichtet, daß (wie Franz den Weislingen, Akt V) er den Gatten seiner Geliebten getötet habe.

I 15.) Wie Götz zum jugendlichen Georg (Akt I) steht Wildungen zu Hans. Der Knabe leidet darunter, daß er noch kein

Mann ist, noch nicht mit ins Gefecht darf. Ihm ist sein Schwert zu leicht, und er sehnt die Zeit künftiger Taten herbei.

II 5.) Wenn auch nur äußerlich erinnert die Herbergsszene zwischen Wildungen und dem Pater Wolffbrand abermals an die zwischen Götz und Bruder Martin (Akt I).

II 13.) Der Hof des Grafen von Wertheim spielt im ganzen Roman eine ähnliche Rolle, wie der bischöfliche zu Bamberg. Besonders das festliche Mahl bietet viele Berührungspunkte mit dem Götz (Akt I). Das Gespräch betrifft die allgemeinen Zeitläufe und wie zu Bamberg die Einführung des römischen Rechts, so mahnt zu Wertheim die Erfindung des Schießpulvers an das Erscheinen einer neuen Zeit, der die alte Platz machen muß. Ein lustiger Rat Lippolt (Liebetraut) sagt jedem die Wahrheit, schlägt vor allem in spitzem Wortgefecht die verführerische Weltdame Uda von Dorneck (Adelheid). Auch an Seitenhieben auf die Geistlichkeit fehlt es nicht. Schließlich trifft ein Knecht ein mit der Hiobspost vom Verlust der Stütze: Wildungens (der nur hier Weislingen entspricht).

III 6.) Ritter Kleeborn will vor der gefährlichen Schönheit Cäciliens fliehen, um seiner Verlobten nicht untreu zu werden (wie Weislingen in Akt II).

III 7.) Der Abt und Cäcilie spielen Schach; wie im Götz (Akt II) gewinnt die Dame. Der geistliche Herr spielte sonst besser, doch hat er den Kopf voller Sorgen. Die Not des Augenblicks wird hin und her besprochen, schließlich soll das Weib die Gefahr beschwören und durch ihre Reize den schwachen Ritter fesseln.

III 9.) Diese Reize verwirren ihn denn auch so, daß das kalte Lebewohl der Dame ihn für immer zum Gefangenen macht (Akt II).

III 18.) Hier spricht wie im Götz der Knappe an der Leiche seines Herrn das Schlußwort des Ganzen.

Einfluß von Klingers Otto.

Neben dem Götz, dem ersten deutschen Ritterdrama, hat das zweite, Klingers Otto, nicht unerheblich auf Wächter gewirkt.

I 6.) Auf Helene von Mayenthal wird von einem armen Schelm, den ihre Feinde gedungen haben, ein Mordanschlag versucht, doch vermag der Mörder seinen Zweck nicht zu erreichen, da er die Tat nicht übers Herz bringt (Otto V 2).

II 9.) Wenn Dorneck von gemeinsten und eigensüchtigen Motiven getrieben eine schriftliche Mitteilung Wertheims an Wildungen fälscht,

so läßt ihn Wächter damit dem Beispiele Normanns folgen, der einen Brief Gisellas an Ludwig unterschiebt (Otto II 8). [Auch Franz Moor erdichtet ein Schreiben Karls an den Vater.]

III 9.) Kleeborn wird der pfäffischen Partei dadurch gewonnen, daß man ihn glauben macht, zwischen Wildungen und Helene beständen unlautere Beziehungen. Zum gleichen Zwecke und mit dem gleichen Erfolge werden ja auch Gisella und Ludwig vor Otto verdächtigt (Otto II 8).

III 10.) Ebenso hat das Verhalten Cäciliens, die Kleeborns Nachricht an Wildungen zurückhält, ihr Vorbild in Normanns Handlungsweise, der einen Brief Karls an Otto unterschlägt (Otto IV 2).

III 11.) Ein alter Waldbruder ist ein arger Sünder gewesen, als er noch in der Welt lebte, darum gilt er nur mit Unrecht in der Umgegend als heilig. Jetzt fühlt er sein Ende nahen und gräbt bei Donner, Blitz und Sturm sein Grab. Da naht ein verirrter Ritter, der ihn um Unterkunft bittet (Otto II 1).

Erwähnt werden mag noch die Möglichkeit des Zusammenhanges von Wächters Cäcilie Ganazetti mit Klingers Gianetta. Beide Figuren entsprechen ja der Adelheid, doch ist der Name und die italienische Abstammung Cäciliens wohl dem Otto zuzuschreiben.

Einfluß Shakespeares.

Von den Dramen Shakespeares sind mit Bestimmtheit nur zwei von Wirkung auf Wächter gewesen: Othello und Hamlet.

a) Othello.

II 7 und 8.) Die falsche Uda verdächtigt Wildungen bei seiner Agnes, wie Jago die Desdemona bei Othello. Ebenso spielt

II 8) ihr Bruder Dorneck die gleiche Rolle wie Jago, wenn er den Grafen überredet, die Treue des Verdächtigten zu prüfen. Aber auch Cäcilie handelt

III 9) wie Jago, wenn sie Kleeborn vortäuscht, seine Braut hinterginge ihn mit seinem Freunde Wildungen (vgl. Einfluß von Klingers Otto).

b) Hamlet.

I 2) schwört Kleeborn die unschuldig Ermordete zu rächen und

I 18) mahnt ihn ein Traumbild daran (Hamlet I 5 und III 4).

II 16.) Der Einsiedler Bartholomäus will seinen im Ehebruch mit der Gattin des alten Wolffstein erzeugten schurkischen Sohn

zur Einkehr veranlassen. Er versteckt sich, damit sein Kind seine Stimme für die eines Geistes halte. Die Erscheinung ruft dreimal dumpf Wolffssteins Namen. Dann verkündet sie ihm das Geheimnis seiner Abkunft und wie sein vorgeblicher Vater von dem Ehebrecher im Garten getötet worden sei. Dafür irre der Ermordete ruhelos, gleich einem Feuer umher, bis sein Leichnam begraben werde. Der Mörder leide ewige Qual und müsse jetzt, nachdem er den Sohn gemahnt, in die Pein zurück: „Wehe, wehe, wehe.“ Die Beeinflussung durch Hamlet (I 5) ist augenfällig.

II 13.) Als der alte Wertheim seinen künftigen Schwiegersohn Wildungen für einen Verräter halten muß und darüber fast irrsinnig wird, da wiederholt er seiner Tochter gegenüber immer wieder: „Werd' eine Nonne“ (Hamlet III 1).

III 18.) Kleeborns Schwert ist vergiftet, um Wildungen desto sicherer zu fällen. Beide tauschen im Laufe des Kampfes die Waffen. Kleeborn stirbt durch sein eigenes Schwert (Hamlet V 2).

Neben Hamlet hat vielleicht noch der Lear Einfluß auf Wächter gehabt. Das Irrereden eines von Schmerz Gefolterten (II 17, II 19, III 1) kann aus beiden Dramen übernommen sein, ebenso die Narrengespräche (II 13), die freilich auch dem Götz allein ihren Ursprung verdanken mögen. Da bestimmte Anhaltspunkte sich nicht bieten, kann nur auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges hingewiesen werden.

Einfluß Bürgers.

Zur Gestaltung der Szenerie von I 2 mag außer der erwähnten Femszene des Götz auch noch Lenardo und Blandine V. 65—67 beigetragen haben. Mit Sicherheit geht das Motiv des verführten und dann verstoßenen Mädchens auf „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ zurück. Im Versmaß dieses Gedichtes ist auch I 19) die Ballade vom Ritter Rudolf abgefaßt, und II 6) „wimmert“ ein Geist „in Unkengestalt am Borne“.

Einfluß des Ritterdramas im allgemeinen.

Auf die Stellung Wächters zum Apparat der späteren Ritterdramen weise ich nur kurz hin. Ich bediene mich dabei der von Brahm[1]) aufgestellten Motivliste, da sich so am besten ein Vergleich

[1]) A. a. O. S. 70.

ermöglichen läßt. Ich kann das um so mehr tun, als ich ja auch das innere Wesen der Wächterschen Romane behandle, also nicht in den Fehler des Brahmschen Buches zu verfallen hoffe, ganz heterogene Dichtungen, die nur das äußere Gewand gemeinsam haben, als gleichartig zu betrachten. Nur der Apparat Wächters soll mit dem der Ritterdramen verglichen werden. Die Mehrzahl der Motive ist schon in den vorgenannten literarischen Vorbildern enthalten[1]):

	Männerschwur und Weibertreue	
a) Feme	II 6, II 18, III 17	Götz.
b) Kerker	I 2, III 14	
c) Schwur	I 2, I 5, III 15	
d) Belagerung und Erstürmung von Burgen	I 8, I 14, III 16	
e) Beobachtung von Vorgängen hinter der Szene	III 18	
f) Herberge	I 1, II 5, II 20, III 18	
g) Kinder	*[2])	
h) Unwetter	I 9, I 10	Otto.
i) Einsiedler	I 9, I 10	
k) Liebe zwischen den Kindern feindlicher Geschlechter	*	
l) Streit zweier Männer um eine Frau	Um Agnes und Helene.	
m) Gefährdung eines geliebten Lebens	*	zeitlich erst nach Wächter.
n) Falscher Freund	II 8	
o) Erdichtete Todesbotschaft	*	
p) Weiberraub	I 8, 1 16 (III 12).	
q) Köhler	*	
r) Unterirdischer Gang	I 2, III 15, III 16.	
s) Geist	(I 10), (II 6), III 16.	
t) Abschied	II 14.	
u) Entehrung	I 20, II 13.	

[1]) Den Einfluß eines bestimmten Ritterdramas kann ich nur einmal bei Wächter entdecken: die gesamte Anlage von VI ist Hubers Heimlichem Gericht stark nachgebildet.

[2]) Die in „Männerschwur und Weibertreue" fehlenden Nummern dieser Liste sind in anderen Romanen Wächters vertreten.

v) Gottesgericht	(II 20).
w) Pilger	I 19, III 5.
x) Erzwungene Ehe	II 21, zeitlich erst nach Wächter.
y) Namen:	
Adelheid	*
Adalbert	*
Franz, Georg, Marie, Karl	Franz, Georg, Karl.
Bertha	fehlt.
Kunigunde	*
Wolf	*

Nachdem so der Ausgangspunkt von Wächters Schaffen fixiert ist, hat eine Darstellung des inneren Wesens seines Mittelalters zu folgen, die eigentliche Beantwortung der zweiten für die früher genannte Auswahl seiner Hauptwerke gestellten Frage.

Im Mittelpunkte des Interesses steht in unseren Romanen der Ritter; Wächter folgt auch darin unmittelbar dem Götz, nur mittelbar dem späteren Ritterdrama. Von der Erscheinung des Ritters im Goetheschen Drama geht die gesamte, nun beginnende Neubelebung des Mittelalters aus. Alles, was im Götz mitgeklungen, was dessen Dichter zur Selbstbefreiung, zur Selbstreinigung trieb, das war es nicht, was die Nachahmer anzog und zur Nacheiferung reizte. Es war die eine Figur des Ritters und seine durch ihn und um ihn gestaltete Umgebung. Daß Ritterdrama und Ritterroman sich auch in der Anlage der Handlung, in der Zeichnung der Personen, in Situationen, Eigennamen ꝛc. so eng an das Vorbild anschlossen, kommt erst als sekundär in Betracht, denn die Übermacht des Großen und die Einzigartigkeit des Musters ließen die Autoren dritten und vierten Ranges auch in Einzelheiten dem Urbild folgen. Sie verstanden es nicht, in dem neu erschlossenen Lande andere Häuser zu bauen, als der Entdecker des Landes und Erbauer des ersten.

Das gilt auch für Wächter. Das volle, reiche Menschenleben des alten Gottfried von Berlichingen wollte und konnte auch er nicht nachbilden. Er hielt sich an die wesentlichsten äußeren Züge

und umkleidete mit ihnen ein Ideal, das schon längere Zeit existierte, das in Lyrik, Epos und Drama in anderem Kostüm schon verherrlicht worden war.

Der deutsche Ritter in Wächters Ritterdichtungen ist in erster Linie „der deutsche Jüngling". Klopstock hatte dies Idealbild geschaffen, seine Jünger hatten sich begeistert dafür erklärt. Alle männlichen guten Eigenschaften mit der Moral des Christentums gesättigt, waren auf den „Deutschen" konzentriert worden, die notwendige Folge eines jungen Nationalgefühls. Diesem Namen fast synonym erscheint der andere: „der Biedermann." Dieser Typus erhält durch seinen Schöpfer etwas Philiströses, durch eine Dosis Richardsonschen Einflusses etwas Überedles und Sentimentales; ihm wohnt aber auch bereits ein gewisser Kultus der Kraft inne, der an die jungen Genies gemahnt. Ich kenne kaum eine bessere Formulierung dieses Ideals als zwei Gedichte aus Klopstockscher Gefolgschaft, das sind: „Der deutsche Jüngling" von Claudius[1]) und ein Lied aus dem Mildheimischen Liederbuch.[2])

Nr. 200. Der Biedermann.

1. Wer, Jüngling, wer hat biederes Blut?
der, der mit Ernst und frohem Muth
auch ungesehen Gutes thut,
der nicht bei Andrer Elend ruht,
sich rein erhält von fremden Gut:
In dem fließt ächtes, biedres Blut.

2. Wer seiner Väter Tugend ehrt,
durch Red und Beyspiel Andre lehrt,
das Böse hemmt, das Gute mehrt,
des Schmeichlers Stimme niemals hört,
und Wort hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Biedernamens werth.

3. Wen Andrer Glück und Sicherheit
mehr, als sein eignes Glück erfreut,
wen keine gute That gereut,
wer Laster, gleich der Knechtschaft, scheut,

[1]) Werke, Gotha 1879, I, S. 97.

[2]) 3. Aufl., Gotha 1805, Nr. 200. Das Claudiussche Gedicht ist bekannt genug, das andere setze ich vollständig hierher. Es erspart mir nicht allein eine eigene Schilderung, sondern ist als Zeugnis aus der Zeit selbst besonders wertvoll. Dazu ist auch zu vergleichen: Academisches Liederbuch I, Dessau 1782, S. 121, das „Schlußlied" von Schlebehaus, Str. 3—6 u. a. m.

Verführern nie die Hände beut:
Der hat das Lob der Biederkeit.

4. Wer immer, wo er ſtehn ſoll, ſteht,
ſich niemals über Andre bläht,
den g'raden Weg in Allem geht,
Gold, Wolluſt, Üppigkeit verſchmäht,
nur erndtet, was er ſelber ſät:
Iſt über alles Lob erhöht.

5. Wer Falſchheit haßt und arge Liſt,
und, Tauben gleich, flieht jeden Zwiſt,
das, was ihm Gott giebt, froh genießt,
auch gern ſein edles Blut vergießt,
wenn ſein Tod Andrer Leben iſt:
Der iſt ein Biedermann, ein Chriſt.[1])

Was Wächter vom Ritterweſen wußte oder allmählich kennen lernte, mußte der Verſetzung des „deutſchen Jünglings" ins Mittelalter entgegenkommen. Das alte Ritterideal hatte ſo manches Verwandte. So ſagt Hutten:[2])

„Wil man aber gute ſitten, vn achtung freuntlicher bey wonūg, auch fleyß der tugent, beſtändigkeit der gemüt vñ redlichkeit anſehen, ſo iſt diſes ein wol geſitte nation."

So manche Ritterpflichten berührten ſich eng mit den Forderungen, die man an den deutſchen Jüngling des 18. Jahrhunderts ſtellte, und wurden daher aufgenommen und entſprechend geſtaltet.

Schon äußerlich erkennt man ihn im Ritter:

III 9.) „Edel und kraftvoll ſein Wuchs, raſch, doch veſt ſein Gang, frey ſeine Stirn, feuerſprühend ſein Auge; unter den vollen, rothen Backen begann ſanft und weich der junge Bart ſich zu kräuſen."

Wichtiger iſt die innere Verwandtſchaft. Der Ritter ſollte der Beſchützer aller Unterdrückten, der Witwen und Waiſen ſein, Gutes fördern, Schlechtes hindern, mit einem Wort, der Träger und Handhaber des Rechts ſein. Das paßte gar wohl in den Gedankenkreis Wächters. Recht und Freiheit ſind, vorerſt noch undurchdacht, ſeine beiden Schlagworte. Wenn ſein Ritter Unrecht ſieht, faßt die Hand nach dem Schwert. Die Guten belohnt er, die Schlechten ſtraft er.

---

[1]) Das in der letzten Strophe betonte „Taubengleiche" gilt freilich für Wächters Idealfigur nicht, denn ſie hat noch andere Elemente in ſich.

[2]) IV 282, Z. 33 ff.; ähnlich IV 287, Z. 27 ff.

Dabei hat er den unzerstörbaren Optimismus, daß die Tugend siegen, aus allen Widerwärtigkeiten unbeschädigt hervorgehen muß. So geht er „nur mit seiner guten Sache bewaffnet" in die Burg des schurkischen Feindes, um ihn zur Rede zu stellen (I 77); so verläßt er Haus und Hof um des Rechtes willen (IV/V) mit ruhigem Ernst; so trotzt er mit kleinem Häuflein der Übermacht (VII 1).

Er ist so keusch wie nur ein Klopstock, Hölty und (theoretisch) Bürger das verlangen konnte. Nie hat er vor der Heirat ein Weib berührt. Er hält sein Wort unverbrüchlich, sein Handschlag, sein Schwur trügen nie. Er ist tapfer bis zum Übermenschlichen, die Furcht ist ihm kaum dem Namen nach bekannt. Er ist „deutsch" und das ist ja mit „bieder" und „tugendhaft" identisch. „Ausländisches Fuchsblut" muß „sich in die Herzen geschlichen haben", wenn der deutsche Ritter vom Pfade des Rechtes abgeht (I 15). Entsprechend sagt Hutten:[1])

„Nimm war, ich sehe auch etzliche, wider landßgewonheit untrew uñ trugenhafftig, di vast geschickt seint, andere zů betriegen, uñ verontrewē. Die achte ich, wo sye jre sitten nit anderen, vnwirdig dz sye teütschen genēnet werdē. Dañ sye bringē den löblichē namen in ein böß geschrey, vnd verfinsterē die klarheit teüsches gerůches."

Wächters Ritter ist ganz Tugend, ganz Biederkeit, eine Figur, die nur Licht, keinen Schatten aufweist und eben darum nicht plastisch wirkt. Und weil er so ist, hat er auch die ganze Selbstzufriedenheit, den ganzen schlimmen Hochmut, der die Mitglieder des Hains, die wenigen Edlen, kennzeichnet. Die Worte Tugend, Pflicht, Ehre führt er, wie diese, beständig im Munde, und je weiter man in unseren Romanen kommt, desto mehr wird er zum Schwätzer. Schon ein zeitgenössischer Rezensent[2]) sagt, es wäre besser, wenn diese Helden weniger von Tugend reden wollten und sich aufs Handeln beschränken, sonst müsse man an den Goetheschen Spruch denken:

„Die Tugend ist das höchste Gut,
Das Laster weh dem Menschen thut."

Der unendlich edle Ritter gemahnt dazwischen an den englischen Lord und dessen Tugend-, Weisheits- und Helferrolle in den Romanen des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

---

[1]) II 297, Z. 21 ff.

[2]) Jen. allg. Literat.-Zeitung 1791, Dez., S. 635.

Goethes Götz ist nicht nur der Beginn der nationalen Ritterdichtung, sondern auch des Sturmes und Dranges. Die Idealfigur des Ritters ist daher den Forderungen dieser Bewegung angepaßt. Kraft und Freiheit sind jetzt die Zauberworte. Kraft zeigt jetzt auch der Biedermann; Genügsamkeit und Wirken in der Stille müssen dem Triebe nach Freiheit weichen.

Frei mußte er sein; da er das in der Gegenwart nicht konnte, so setzte man ihn in die Vergangenheit, dem neuen Muster folgend, nicht mehr in das Dunkel der Bardenwelt, sondern in die Ritterzeiten. Dort darf der Ritter empfinden, wie der Autor selbst empfindet, handeln, wie der Autor handeln würde, wenn er die Freiheit dazu hätte. Schon der „Teutsche Merkur“ [1]) hatte im Götz einen „Teutschen gesehen, so wie wir selbst nicht mehr seyn können, aber wie wir wünschen, daß andere seyn möchten“. Das meint auch Wächter, wenn er sagt, Schillers Gestalten seien die wahren Figuren für das Mittelalter. [2]) Sie sind eben Männer, die sich uneingeengt zu mächtiger Größe auswachsen können.

Kraft scheint vom Ritter untrennbar. Er verfügt zunächst über körperliche Kraft, ist in allen Leibesübungen vollendet. Das galt auch dem deutschen Jüngling für erstrebenswert, der die Schnallenschuhe mit hohen Stiefeln vertauscht hatte, der Schlittschuh lief und Fußreisen machte. Bei diesem bescheidenen, physischen Sichausleben mußte er voll Bewunderung zu Leuten emporsehen, die ihr ganzes Leben lang im Sattel saßen und von Berufsgeschäften nicht an die Stube gefesselt wurden. Für ihn war es schon ein Genuß, sich einen großen, stattlichen, eisennervigen Mann zu denken, auf einem strammen Gaule, von Kopf bis zu Fuß in graues Eisen gekleidet, eine mächtige Stoßlanze in der Hand. Schon am Anblick der ruhenden Kraft hatte Wächter Freude. In der Ruhe bleibt sie aber nicht, denn Sturm und Drang verlangen gebieterisch Bewegung. Darum trägt den Ritter sein riesiger Hengst mit Pfeilesgeschwindigkeit über Hecken und Gräben, durch Korn und Dorn. Im Kampf schlagen die Helden gewaltig aufeinander los, und der Dichter freut sich des Streites. Dieses Raufen liegt Wächter auch menschlich viel näher als der Turnierkampf. Wie die Ritter nur um der Ehre willen, ohne Zorn und Haß aufeinander rennen konnten, in durchaus konven-

[1]) 1773, III, S. 281.
[2]) J. a. J., April, S. 190.

tionellen Formen, das ist ihm unverständlich. So oft er auch vom Turnier spricht, er hat nie, auch nur teilweise ein solches zu schildern versucht, obgleich gerade hierfür ihm Material genug zur Hand war.

Der Ritter tritt aber selten allein auf; ihn begleiten die narbigen Knappen, ein reisiges Geschwader. Nun denke man sich den armen Schulmeister, der 42 Stunden wöchentlich zu geben und viele Hefte zu korrigieren hat, wenn er von einem Bannerherrn spricht (II 103)! Der hat mindestens zehn „edle Helme" hinter sich, eine Fahne weht im Zuge, er ist der Herr dieser Leute, kann ihnen befehlen, was er will. Sollte da dem Autor das Herz nicht höher schlagen, sollte er sich nicht an die Spitze dieser Geharnischten wünschen?

Wenn Kampf und Fehde vorbei, dann labt den Rittersmann der Niersteiner, dann zecht er mit seinen Gesellen, erzählt selbst und läßt sich Schwänke und Schnurren erzählen, treibt Possen oder singt ein Liedlein. Die Herberge, vom Götz übernommen, ist oft der Schauplatz, nicht nur der große Burgsaal, und die Szenen, die in ihr spielen, gehören zu Wächters besten. Wenn der Pater (I 137), weinfroh und sangesfreudig am Tische zecht, sein Mihi est propositum dazu singt; wenn der Ritter und der Bruder Gramsalbus (Ho. 3) in der Schenke schlemmen und sich gegenseitig aufziehen, wenn nach tollen Possen der fette Mönch sich ein Loch in den Schädel rennt und dann kopfüber in den Sumpf plumpt, weil er das gestohlene Böcklein zum Braten wiedererjagen will, so atmen diese Szenen wirklich eine Frische und Lebensfreudigkeit, die sich noch dem heutigen Leser mitteilt.

Sturm und Drang zeigen sich besonders an einer augenscheinlich sehr frühen Stelle von Ho. Hier schildert ein Boshafter einem Mönche das Leben der Ritter im Kontrast zum Klosterleben. Etwas verkürzt lautet es da:

Ho. 96 ff. „Und wann sie ausreiten zum Turnier oder Scharfrennen, und glänzt und glimmert alles an ihnen, und tanzen die Rosse vor Muth, und tändeln die Ritter mit den Lanzenwimpeln, und sitzen da auf den wilden Streithengsten, als hätt der Herrgott Mann und Thier aus einem Stück gemacht, und klingen die Hörner und bellen die Hunde; und umschauen auf der Brücke zur Burg, und liegt Feinsliebchen im Fenster, und wirft mit der kleinen Milchhand ihnen Küsse nach und sie den Dank zurücknicken, und geben den Gäulen die Sporen, und alles nun forttobt über Stock und

Block, und Stein und Rain: dann gilts. Und so sie nun eine Herberge erreichen, absitzen, Wein heischen, und, falls nicht Becher genug vorhanden, aus den Helmen trinken, bis sie voll sind, wieder forttraben, und Jeden, der ihnen den Weg verrennt, in den Sand strecken. Und sich dann zusammenrottet Alt und Jung, und Mann und Weib, und beäugelt die Ritter, und Barette, Kappen und Mützen vor ihnen abzieht — und sie — an keiner Trinkstube vorbeiziehen, ohn' einzukehren, und kommen sie nun zur Stadt, mit Spiel und Prunk, in die Schranken sprengen, turnieren, siegen, den Dank, ein köstliches Kleinod erhalten — — — dann gehen zum Imbis, und gleich tapfer anrücken gegen die Speisen, denn gegen den Feind, sich sättigen in Leckerbissen, dann tanzen — und schlüpfen drauf ins Bett, wohlberauscht von Minne und Wein, und schlafen bis zum lichten Morgen, und ganz austräumen können jeden süßen Traum. Und der Tag ist, wie der vorige, und der dritte wie der zweete. — Das heißt doch noch leben! Und gehts zu auf ihren Burgen, wie in den Herbergen, immer vollauf Met, Wein und Bier. — Und reden sie, wann sie wollen, und singen was, und so laut es ihnen behagt, die leichtfertigsten Buhllieder, und so sie abdrücken, werden sie doch selig — ist ja Sündenablaß überall feil."

Hier mag noch in Kürze die Art der Namengebung gestreift werden, die mit dem inneren Wesen des Ritters eng zusammenhängt. Wirklich charakteristisch ist nur die der Ritter selbst.

Die Namen mußten vor allem echt deutsch erscheinen. Der biedere deutsche Ritter erhielt denn auch einen Familiennamen, der diese Eigenschaft mit Wohllaut verband. Außerdem sollte das Wesen des Trägers schon im Klange ausgedrückt werden. Es finden sich fast nur Komposita.

Der kühne, rasche Ritter Wildungen I 1), der weichere Kleeborn I 1), der peinlich korrekt empfindende Adelfingen I 3), der politisch weitblickende Falkenhelm IV/V, der böse Dorneck I 1) zeichnen sich schon im Namen. Sie heißen meist wie ihre Burgen, auch diese werden möglichst charakterisiert: Aarhorst II 3), Felseck II 2), Dachsburg III, Eberhorst IV, Hohenwart VI, Landshort VII 2), Schreckenstein II 3). Daneben stehen andere, die ohne Spezialbedeutung nur möglichst echt klingen sollen, es zum Teil auch sind: Sittig von Aspenau VI, Landschaden von Elmendorf VI, Fichtenstein VII 1), Lindow I 1), Hollnach I 3), Sundhain IV/V, Steina VII 3).

Die Vornamen sind minder charakteristisch, da sie fertig übernommen werden mußten. Georg VI, Philipp II 3), Ludwig I 3), Leonhard I 1) werden für besondere Lieblinge des Dichters verwandt: seine eigenen Vornamen. Hartmuth II 1), Ernst IV/V, Adelgötz IV/V erweckten schon durch den Klang ein gewisses Vorurteil über den Träger; in die übrigen System bringen zu wollen, wäre Künstelei. Anzumerken ist noch, daß Wächter den Vornamen seiner Quelle für III: Trimunitas bezw. Traianus, unmöglich einem deutschen Ritter lassen konnte, er taufte ihn Adolf.

Da der Ritter in unseren Romanen alles beherrscht, muß auch seine Zeit ihm entsprechen, also bestimmt er die Gesamtauffassung des Mittelalters bei Wächter.

Bevor die Weiterentwicklung der Figuren in der zweiten Periode eintritt, gibt Wächter ausdrücklich in der ersten Anmerkung von II an, daß er sich mit einem Wielandschen Passus völlig einverstanden erkläre, der eine absolut richtige Skizzierung jener Zeit gegeben habe.[1])

„Wo die Sicherheit mehr das Werk unserer eigenen Stärke und persönlicher Verbindungen als der Gesetze ist; wo Fürsten und Könige nur Primi inter Pares sind; wo jeder gilt was er werth ist, jeder wagt was er sich auszuführen getraut; jeder so Gut oder Böse seyn darf als ihn lüstet; und wo also das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers ist, eine fortlaufende Kette von Abentheuern, ein ewiges Drama, gedrungenvoll von Handlungen, und Zufällen, und Wagstücken, und wider einander rennenden oder sich aneinander reibenden Leidenschaften, wo der Knoten meistens mit dem Schwerdt aufgelöst wird, und die Katastrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen ist."

Sehr gut hätte Wächter daran getan, auch noch den Eingangssatz des Wielandschen Abschnittes zu zitieren: „Das ganze Geheimnis liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren." Hier ist Wächters Auffassung des Mittelalters noch pointierter bezeichnet. Hier liegt es denn auch klar am Tage, warum zur Besserung der Gegenwart uns gerade diese „ganze Zeit" vor Augen gestellt wird.

So kommen wir auf Wächters Tendenz.

---

[1]) Wieland meint freilich allgemein jede Zeit, in der die in der Sage fortlebenden Helden wirklich gelebt haben, nicht nur das Mittelalter! Teutscher Merkur, März 1777; jetzt Werke XXXI 153/154.

Wächter verfolgt eine ausgesprochene Tendenz und hat sich auch ausführlicher über diese geäußert. Sie läßt sich ja auch aus den Werken allein ableiten und entwickeln, doch decken sich in diesem Falle Theorie und Praxis so glatt, daß seine eigenen Worte aus dem schon mehrfach erwähnten Aufsatze Platz finden mögen. Da sie schon 1786, also vor Erscheinen seines ersten Romans, ausgesprochen sind, so haben sie besondere Bedeutung.

Wir sind noch in der Zeit, wo die Kunst nur zum Teil Selbstzweck ist, wo sie meist noch nützen soll. Wie in V der Sänger den kaiserlichen Hof verläßt, weil seine Lieder „ohne Nutzen verhallen", so will Wächter an seinem Teile beitragen zur Hebung des Nationalgeistes, zur Wiederbelebung alter Ideale, will die Sitten bessern und dem Geschmack eine neue Richtung geben. Er geht von dem Gedanken aus, daß die Literatur immer der einflußreichste Faktor in der Entwicklung der Völker gewesen sei (!):

„Was oft die strengsten Gesetze eines Landes nicht bewirken konnten, das erhielten nicht selten die Dichter und Schriftsteller über ihre Nation."

Jetzt hätten wir einen äußerst verderblichen und „schlimmen Einfluß der Modeschriftstellerei auf unsere Moralität".[1]) Die Hauptform der zeitgenössischen Literatur sei der Roman, aber fast alle Romane genügten nicht dem, was man von ihnen verlangen müsse:

„Wir können unsere Zeit die Epoche der Romane nennen. Wären Romane alle das, was sie seyn sollten, getreue Genealogieen menschlicher Leidenschaften, Lehrbücher zu Nutz und Warnung geschrieben, sie wären Erquickung für die unterdrückte Tugend, Balsam für die Wunden, die das Laster dem armen Verführten schlug, Segen für die Menschheit. Aber wie wenige sind derer?"

Solche Romane sollen nun Wächters eigene sein. Er will eine reine und unschuldige Literatur schaffen helfen, die auch die deutsche Dirne ohne Erröten lesen kann. Er will die Modeliteratur verdrängen und dafür Neues und Besseres bieten. Er will mit den „Siegwarts und Consorten" aufräumen und der Schriftsteller

---

[1]) Wächter geht in seinem Haß gegen die weichliche Tagesliteratur, ihre Lüsternheit und Verderbtheit sogar so weit, „Censoren" für die Belletristik zu verlangen; freilich fragt der Herausgeber der Zeitschrift mit Recht, wie Wächter sich das wohl denke!

werden, „der ſich ſo populär zu machen“ weiß, „daß ſeine Helden [1]) und ihre Sitten zum Maaßſtabe genommen“ würden. Darum bietet er ſeiner Zeit Erzählungen aus dem Mittelalter. Das iſt für ihn die gute alte Zeit κατ' ἐξοχήν, und in dieſer Zeit betont er wieder vornehmlich das Rittertum, das ein leuchtendes Beiſpiel abgeben ſoll wie kein anderer Stand. Auch hierin folgt er wieder Hutten:

„Dz iſt der reütter ordē, ein groſſe macht vñ ſtercke Teütſcher nation. Dañ jr ſeind vil vnd geübt in kriegen; vber das, ſicht man noch bey jnn einē ſcheyn alter tugent, güte gewōheit, vnd den Teütſchen angeborne redlichheit. Dißen gefelt noch die alte Teütſch weyß, vnd haſſen alle frembde ſitten, wo die bey jn eynbrechen.[2])

„Was aber von Edlem ſtam̃, oder dapferen gemüten, habe verſtocklich bey irer vätterlichen weyß vñ gewōheit gehaltē . . ., für vnbillich geacht, ein ſchandtliche veranderung der ſitten, bey jnn zůgelaſſen werden, mit fürſatz, gebrauch der alten veſt vnd hart zů hanthaben, vnd von eygener natur nit abweychen. Wer dießer meynung geweſt, dem haben krieg geliebt, hat dz gelt veracht, ſich mit jagen geůbt, kein rů leidē mögen, die ſtille gehaſſet, den müſſigangk geſcholten vnd jm wider geweſt.“ [3])

Alſo auf die Nation zu ihrem eignen Beſten wollte Wächter wirken, in der Form des Romans, wie einſt Hutten in der der Streitſchrift. Mutatis mutandis iſt beider Programm das gleiche:

„Fürwar iſt diſes ein groſſe erliche that, mit raten, mit vermanen, mit anreytzen, mit treyben, ſchreyen, verſchaffen, das onſer vatterland ſeinen ſchaden, vnd onvirs erkenne, vnd ſich richte ſein alte angeborne freyheyt wider zu erwerben, wo es nur einer möcht außfürē, vn volbringen.“ [4])

Selbſtverſtändlich bringen die eigene Fabulierfreudigkeit, die Beeinfluſſung durch literariſche Muſter uſw. mancherlei hinein, was unter dieſem Geſichtspunkt unnötig iſt; die Geſamtabſicht bleibt doch die gleiche. Eins hat aber Wächter trotzdem ſtets vermieden, nämlich das Herausfallen aus der Erzählung, um wie Muſäus, die Naubert und ſo viele andere, Gegenwart und Vergangenheit ein-

---

[1]) „Helden“ heißt im damaligen Sprachgebrauch noch nicht wie heute ſo oft: Hauptperſonen.

[2]) IV 290, Z. 33 ff.

[3]) IV 294, Z. 18 ff.

[4]) IV 222, Z. 34 ff.

ander direkt gegenüber zu stellen. Ein gewisses Stilgefühl ist doch schon zu erkennen.

Das Wesentlichste des Mittelalters ist für Wächter also die Ganzheit, die Freiheit, die sein Ritter im vollsten Maße genießt. Soll er aber Vorbild und Muster sein, so darf sich seine Freiheit nie nur als Ungebundenheit des Individuums zu beliebiger Lebensführung äußern: Wächters Schlagworte sind Freiheit und Recht. Recht muß einschränkend hinzutreten im Sinne von moralischem Handeln des einzelnen. Der Ausgangspunkt für Wächter, das Klopstocksche Ideal wird durch die Zutaten von Sturm und Drang mehr umkleidet, als weitergeführt. Darum sind von den Stoffen der jungen Genies keine behandelt. War es den Genies oft völlig gleichgültig, wie ihre Personen und Handlungen sich zur allgemeinen Moral verhielten, suchten sie oft geradezu etwas darin, sich jenseits des landläufigen Gut und Böse zu bewegen, so macht hier Wächter entschlossen Halt. Die Freiheit des Individuums darf nie gegen die Moral und die Tugend verstoßen. An zwei Stellen hat Wächter die Pflichten und Normen des Rittertums zusammenhängend ausgesprochen; einmal in dem genannten Aufsatze, dann in III 11 ff. In dem einen Falle, dem zeitlich früheren, zieht er eine ausgedehnte Schilderung zusammen, im anderen, späteren erweitert er seine Vorlage. Beide Kodifikationen der Pflichten geben im wesentlichen dasselbe.

Zuerst hat Wächter dem Ulrich von Turheim (so druckt Caspar son) Lebensregeln des Vaters für die Söhne entnommen [1]), doch hat er sie auf das konzentriert, was seinem Ideal entsprach, das andere weggelassen:

„Speer, Helm und Schild geb' ich euch zum Erbteil, seyd ihr tapfer, dann seyd ihr ehrenreich, Biedersinn verherrlicht eure Jugend und giebt euch hohe Würdigkeit. Ehret die Frauen und dient einst all Retter [2]) um ihren Lohn, schont und schützt Wittwen und Waisen, beleidigt eine Dirne auch nicht mit Gebährden. Seid Löwen an Tapferkeit, Jungfrauen an Keuschheit. Kränkt niemands Ehre, traut denen, die euch einst dienen, helft den Armen, wie dem Reichen, steht euren Freunden bei in jeder Noth, leihet gerne denen, die um euch sind. Seyd in der Schlacht gleich dem Hagel, der die

[1]) J. a. J. 1787, Febr., S. 137/38.
[2]) Wohl Druckfehler für Ritter.

Halmsaat zerschlägt, des Überwundenen Freund. Seyd höflich gegen schöne Frauen, ihre Liebe giebt großen Lohn, und ihr Minnegruß versüßet jede Mühe und Arbeit. Habt Gott vor Augen und befehlt ihm Leib und Seel und männliche Ehre, dann mögt ihr ohne Furcht einst das Schildesamt empfahen."

Hier sind durch die Vorlage manche Momente hineingetragen, die Wächters Praxis vermeidet, vor allem das geforderte Verhältnis zur Frau und die Frömmigkeit. Auf beide ist noch zurückzukommen.

Charakteristischer und lehrreicher ist aber der andere Fall. In der Vorlage[1]) von III gibt der sterbende Vater dem Sohn vier Lehren; nämlich:

Täglich eine Messe hören.
Den Armen geben.
Kein Weibsbild schmähen.
Die Priester ehren.

Einem Wächter konnte diese einfache Norm, stets recht zu leben, nicht genügen. Er machte daraus siebzehn Punkte (III 11 ff.), in denen ein ganz anderer Grundcharakter sich zeigt. Die Zutaten sind im Sinne des Biedermanns; drei Lehren sind beibehalten, aber sehr modifiziert. Die erste heißt bei Wächter, dem Protestanten und Aufklärer:

Ehre Gott durch Biederkeit, zittre vor keinem Menschen.

Die zweite fehlt, wohl ohne besondere Absicht.

Die dritte heißt jetzt „Ehre die Weiber, Liebe wird Dich die Natur lehren, und einer Biederdirne Huldkuß es Dir beweisen, daß Gottes Liebe sich in schönster Pracht zeigte, als sie das Weib schuf."

Die vierte ist in ihrer Motivierung besonders bezeichnend:

„Ehre die Pfaffen, gute und böse; die ersten, weil sie Dir Gottes Gebote verkündigen, die letzten, damit du sie nicht fürchten dürfest."

Die sonstigen Regeln hätte nie ein Mann des Mittelalters geben können, sie sind ganz modern, z. B. die folgenden:

„Such einen Freund, Du wirst ihn finden, ... Sey ihm das, was Du wünschest, das er Dir seyn möge, und nie wirst Du ihn verliehren."

---

[1]) Die Vorlage ist der oben erwähnte Meistergesang vom Ritter Trimunitas.

„Weiche Deinem Feinde aus, nur flieh' ihn nicht; haſſe ihn nie."

„Reiße nie ein, ehe Du nicht gewiß biſt, wieder bauen zu können; aber auch dann zerſtöhre nie."

„Suche Dein Leben zu erhalten, denn Du erhält'ſt Dir zugleich Kraft und Gelegenheit, Gutes zu thun." uſw.

Wächters moraliſche Neigungen zeigen ſich an einer Stelle in ſeiner Praxis beſonders deutlich. III beſteht aus einem erſten Teil, der nach einer Vorlage gearbeitet iſt und aus einem zweiten frei erfundenen. Im erſten Teil befreit die Gattin durch Kleidertauſch ihren wegen Ehebruchs zum Tode verurteilten Gemahl; darauf ziehen in der Vorlage beide zuſammen heim. Wächter aber läßt in der Weiterdichtung den Schuldigen eine gründliche Läuterung durchmachen, bis er ſein Verbrechen geſühnt hat und nun erſt das alte Glück wieder zu genießen würdig iſt. Der alte Dichter hat ſich mit der Befreiung begnügen können; Wächter muß die neuzeitliche Moral ſiegen laſſen.

Der Charakter des Wächterſchen Ritters beſtimmt natürlich auch ſein Verhältnis zur Frau. Da ſcheidet zunächſt der Minnedienſt völlig aus. Unſer Ritter kann nicht jahrelang nach ſeiner „Dirne" ſchmachten, in den konventionellſten und vernunftwidrigſten Formen um ſie werben, er kann ſie auch nicht als Herrin, als über ihm ſtehend, anerkennen, in ihrem Dienſte nicht auf die Freiheit verzichten. Er trägt Geſchenke von ihr am Helm, empfängt aus ihren Händen den Turnier-Dank, bleibt der Erwählten unweigerlich treu, aber das iſt auch ziemlich alles, was er mit dem Ritter aus der Zeit des Minneſangs gemein hat. Auch würde Wächter es als ganz unmöglich empfunden haben, wenn der eiſenfeſte Ritter in den weichen und zarten Tönen des Minneliedes ſeine Geliebte gefeiert und ſo um ihre Gunſt geworben hätte. Darum iſt nie ein Ritter zugleich Minneſänger. Nur einmal ſingt Graf Adolph (III) ein Lied, das im Volksliedton wohl ein Weib preiſt, aber nur Zuneigung und Sehnſucht ausdrückt und jede Unterordnung, jedes Aufblicken zur Herrin vermiſſen läßt. Es iſt nicht von ihm gedichtet, ſondern nur ſein Lieblingslied; er ſingt es im Gedenken an ſeine ferne Gattin, will alſo keine Anweſende feiern oder gewinnen. Der Kultus der Frau iſt auf ſo urwüchſig-natürlich-geſundem Boden nicht möglich, denn der Minnedienſt hätte Verwandtſchaft mit der Galanterie des XVIII. Jahrhunderts gehabt, darum konnte

ihn Wächter in der als Vorbild aufgestellten Ritterzeit nicht dulden. Bei ihm sucht der Ritter freilich ebenfalls seiner „Dirne" Gunst zu erwerben, aber nicht durch Gehorsam, Gelübde 2c., sondern nur durch Heldenmut. Und dann genügt es nicht, daß er nur tapfere Taten vollbringt; es müssen auch biedere Taten sein.

Die Stellung des Autors scheidet weiter Motive aus. Für ihn kann sich das Liebeslied nie an eine verheiratete Frau richten, sondern nur, und hier kommt ihm das Volkslied entgegen, an ein Mädchen. Es fehlt daher die Erhörung des Liebeswerbens und damit das Wächterlied fast ganz. Freilich bringt uns III 371 beides, aber hier hat ein ausgemachter Schurke sich in der Maske eines Biedermannes eine Nacht bei einem Mädchen verschafft und der Verfasser läßt deutlich genug durchblicken, daß sein Held nie und nimmer eine solche Tat hätte begehen können. In der Ballade I 100 kann sich der Mann dadurch in der Sympathie Wächters halten, daß er die Verführte zu heiraten beabsichtigt.

Es wird wohl, aber sehr selten, davon gesprochen, als fehle dem Ritter auch vor der Ehe intimer Verkehr mit dem anderen Geschlecht nicht. So wetten (I 326) zwei Freunde miteinander, der Unterlegene solle ein Jahr lang kein Weib berühren dürfen; der eine erklärt sogar, er sei sonst kein „Kostverächter", aber nie wird von einem Ritter nach dem Herzen Wächters etwas behauptet oder berichtet, was ihn anders als keusch erscheinen ließe.

Das Liebesleben bekommt die modernen Formen; nicht ganz so wie sie zur Zeit Wächters waren, sondern so wie sie sein sollten: Natürlich vor allem, nicht von der Kultur verzerrt und verschoben; auch hier sollte die unverbildete Zeit ein Muster für die Gegenwart sein.

An diesem Punkte kann man wieder einmal recht deutlich sehen, wie Neigung und Praxis in Wächter mit seinem historischen Wissen im Widerstreit sind. Einmal sagt ein Ritter:

I 113 „Seine besten Tage verseufzt man oder bringt sie in sklavischer Nachahmung seiner Dirne zu, klagt, wenn man trotzen, begehrt, wenn man nehmen sollte."

So läßt Wächter vom Minnedienst sprechen, ausüben läßt er ihn nie. Seine Ritter können das gar nicht. Zwischen ihnen und den wahren alten Minnerittern kann man sich den Gegensatz kaum groß genug denken:

I 6 „Agnes im Arm' und den Nierensteiner im Hirne, — dann nehm' ich's mit dem Lieblinge des Glückes auf!“ [1])

Auch wenn in III das Motiv zur schönsten Frau zu ziehen, beibehalten wird, so entspringt das nicht der Erkenntnis eines besonders charakteristischen Zuges des ritterlichen Wesens. Der Verfasser erklärt es — als unvernünftige Idee eines Mannes, der in der ehelichen Liebe kein Maß gehalten und übersättigt ist.

Wächter hat sich über Liebe und Ehe auch besonders ausgesprochen [2]), und hier decken sich Theorie und Praxis. Was er theoretisch verlangt, das zeigt er tatsächlich in der Dichtung. Bei seiner tendenziös-didaktischen Schilderung des Verhältnisses von Mann und Weib ist die Liebe nicht ein einfaches Sichbegehren, ohne jede Reflexion, sondern der Trieb, der zur Heirat führt und in der Ehe seine schönste Blüte findet. Damals, wo „man nur das Weib hochschätzte, welches das Feuer der heiligen, keuschen Liebe im Herzen eines Mannes anzuzünden und zu unterhalten wußte“; sah der Mann das Mädchen nicht nur mit den Augen der Zuneigung an, sondern überlegte, ob sie ihm eine Gefährtin sein könne, eine gute Hausfrau:

„Der deutsche Mann, der sich um eine Dirne bewarb, wollte nicht bloß eine reizende Puppe zum Weibe haben .... er heirathete nicht, um mit einem schönen Weibe zu prunken .... Er verlangte eine Gefährtin auf der Pilgerfahrt durchs Leben, eine Freundin, eine Rathgeberin, eine Mutter und Erzieherin seiner Kinder.“

Darum nimmt die Schilderung der Mutter denn auch einen ganz stattlichen Raum ein (in II, 4), IV/V, VII 1), und dringt sogar ins Lied, wo sie sich in keiner Weise auf Vorbilder berufen könnte. Das Familienleben beginnt dann, namentlich nach dem harten Schlag, der Wächter betroffen [3]), ebenfalls vorbildlich aufzutreten, z. B. IV/V, stark auf den Spuren des Götz. Vor allem das Werben um das geliebte Mädchen ist ein anderes, als zur Zeit Wächters. Da hatte er gelesen von dem Dank, den der tapferste Streiter im Turnier von der schönsten Frau bekam, von den Herausforderungen zum Ruhme der Damen, von so manchem Minnebrauche. Alles was

[1]) Fast wörtlich gleich in Cramers Adolph der Kühne, I 166, wo ein Ritter mit dem Humpen in der Hand, seine Dirne im Arm, sogar als alles sagendes Titelbild das Ganze eröffnen sollte (das geschah aber nicht).

[2]) J. a. J., 1787, April, S. 181.

[3]) Siehe S. 15.

daran Mode war oder konventionell, das wurde wieder weggelassen; Wächter hielt sich an das, was ihm der Kern der Sache schien, nämlich, daß man durch Heldentaten und Tapferkeit sich das Weib eroberte. Sich dem Starken zu geben sei dem Weibe denn auch das Natürliche; das drohe die Jetztzeit gänzlich zu verkehren.[1])

„Mit der Elle à la Siegwart mißt man denn jetzt auch die Art, sich im Mittelalter beim Frauenzimmer beliebt zu machen, und findet denn natürlich, der Mode des Tages nach, es sehr unnatürlich, lächerlich und grausam, daß die Tapferkeit des Mannes der beste Freiwerber um Weiberliebe war. So zwingt uns Mode oft, die Empfindungen zu verläugnen, welche die Natur in unsre Herzen legte."

Gerade auf diesem Punkte habe man völlig die Fühlung mit dem Natürlichen verloren, durch die Schuld unserer Romanziers:[2])

„O, man fände es auch jetzt natürlich, wenn nur ein deutscher Schriftsteller Kraft und Entschlossenheit genug hätte, durch seine Schriften die Mode einzuführen, daß das Frauenzimmer die eingepfanzten Empfindungen laut sagen dürfte, ohne den Götzen zu beleidigen, der nur von Sklaven und sklavisch Denkenden will angebetet seyn, bald würde Mannsinn und Mannkraft, Standhaftigkeit und Entschlossenheit Gefahren zu übernehmen und Mann darin zu bleiben, wieder ihre Rechte über sanfte Weiberherzen erhalten, und Männerempfindelei und Affektation dahin verworfen werden, wohin sie gehören — ins Hospital."

Das Weib wird also vor allem durch Tapferkeit gewonnen, durch sie wird der Grund zur Liebe gelegt, aber in den Fällen, wo wir ein keimendes Liebesverhältnis sich einmal entwickeln sehen, merken wir doch immer das XVIII. Jahrhundert. Am charakteristischsten ist das wohl gleich in „Männerschwur und Weibertreue". Ritter Kleeborn ist ein untadelhafter Ritter, aber für Liebe nur zu sehr empfänglich. Er ist „der beständige Begleiter der Hoffräulein" I 10, „der gerne Pfand mit ihnen spielte, um ein Bändchen, ein Blümchen oder einen Händedruck zu erhaschen". Als er sich in Fräulein Helene verliebt hat, wandelt er mit ihr im Eichenhaine und bewundert ihre Engelseele. Nachdem sie sich gefunden, sitzen sie in einer Laube und sprechen von der Psychologie der Liebe. Sie

---

[1]) J. a. J., 1787, April, S. 190.
[2]) Ebenda S. 191.

wollen „ein Leben führen, wie die ersten Bewohner der Welt, als jede Tugend sie zierte, und noch keine Laster nöthig waren, um sie abstechend oder auffallend zu machen" I 190. Eine Fülle ähnlicher Züge weist immer wieder auf die Abfassungszeit unserer Romane.

Die Irrungen und Wirrungen der Liebenden, bevor sie sich finden, interessieren Wächter viel weniger als die Zeit, in der beide vereinigt zusammenstehen gegen alle Stürme des Schicksals. Die Liebe und Hingabe der Frau zeigt sich hier in den kleinsten Zügen, wie sie dem Heimkehrenden entgegenkommt, ihn entwaffnet, ihm die Wunden verbindet, aber auch in Großtaten. Was hat denn Wächter bei den beiden alten Liedern vom Trimunitas und vom Grafen von Rom so angezogen und zur Behandlung gereizt? Nur die aufopfernde, selbstlose Weibesliebe, die alles einsetzt, den Mann ihrer Liebe zu retten. Solche Frauen sollten sich seine Leserinnen zum Vorbild nehmen, das waren „noch keine Chamäleons", die lagen nicht den halben Tag auf dem Kanapee und lasen keine schlüpfrigen Romane.

Auch das deutsche Weib ist eine Idealfigur. Sie wird durchaus bestimmt durch den Ritter, den sie ergänzt. Eine Charakterisierung hat sich zum Teil schon aus dem Gesagten ergeben, bedarf daher kaum weiterer Ausführung. Aber — obgleich das deutsche Mädchen als notwendige Begleiterscheinung des deutschen Jünglings auftritt, so stimmt es in unseren Romanen doch nicht so, wie der Jüngling mit dem formulierten Idealbild der Klopstockianer überein.[1]) Wächters Mädchen ist doch z. T. noch Rokokofigur, nicht das geschnürte geputzte Dämchen mit Riechfläschchen und bänderumwundenen Stabe eines Lancret, aber die tüchtige, nüchtern-gediegene Frau des Chodowieckischen Familienbildes. Diese Nüance hat das deutsche Mädchen freilich auch schon bei den Klopstockianern ein wenig. Die Spät-Rokoko-Elemente nehmen in der zweiten Periode von Wächters Schaffen zu und verdrängen die ursprünglichen, so daß das Weib schließlich ebenso modern ist wie der Mann. Aber der Mann wird es, weil er zu sehr Träger von Ideen ist; nicht so die Frau. Nur mit der zunehmenden Modernisierung, die durch die Wandlung des Ritters veranlaßt wird, muß auch sie sich anpassen und ändern.

---

[1]) Proben dieses Lobes des deutschen Mädchens bei Ehrmann, Die Bardische Lyrik. Dissert. Heidelberg 1902, S. 64/65.

Doch hier ist ein Teil des Ergebnisses der Untersuchung schon vorausgenommen, die Wandlung des Ritters.

Nicht das Bedürfnis, sich anempfindend der Vergangenheit anzuschmiegen, sich aus der Gegenwart in ferne Zeiten zurückzuflüchten, war, wie schon einmal betont, der Grund, dem Wächters historische Romane ihren Ursprung verdanken. Im Gegenteil: nur das Ausleben der modernen Person wurde in Anlehnung an bestimmte Symptome des Mittelalters zurückversetzt. Ein fröhliches unbekümmertes in den Tag leben verlangten Sturm und Drang, ein sittliches Handeln mit bestimmten Idealen der Biedermann. Im letzteren lag auch schon ein politisches Moment verborgen, im Betonen des Rechthandelns, der Hilfsbereitschaft schon der Blick auf das Gemeinwohl. Aber die Pflichterfüllung des Biedermanns war doch mehr ein bestimmtes Handeln in den an den Menschen herantretenden Fällen, als ein allgemein reformatorisches Vorgehen zur Förderung der Gesamtheit, zur Reorganisation vor allem des Staatslebens.

Das Neue in Wächters zweiter Periode ist, daß jetzt die Ritter auch zu Trägern einer Staatsidee gemacht werden. „Thue Recht und scheue niemand", wie man etwa die frühere Wächtersche Norm für den Ritter festsetzen könnte, genügt fortan nicht mehr, um die Ritter ihren Zweck auf Erden erfüllen zu lassen, denn jetzt haben sie Aufgaben für die Menschheit. Das alte Ritterideal — und diesen Zug hatte auch Wächter ursprünglich übernommen — hatte gewissermaßen etwas Negatives. „Du sollst nicht!" Wenn der irrende Ritter außerdem Positives leistete, indem er Unterdrückte schützte, Gefangene befreite 2c., so hinderte er auch nur Unrecht und brachte die Dinge nach subjektivem Ermessen in Einklang mit einem höheren, bestimmten Recht. Wächters Ritter zieht aber nicht auf Abenteuer aus, um die junge Kraft zu tummeln und von Fall zu Fall recht zu handeln, sondern er unternimmt eine Bildungsreise, um Land und Leute, Verfassungen, Zustände, kurz das Leben so eingehend kennen zu lernen, daß er nach dem gesammelten Anschauungsmaterial in der Heimat sich gemeinnützig betätigen kann. Er bereitet sich auf eine innerpolitische soziale Laufbahn vor und will sie lernen: „die größte Kunst: die Herrn und Häupter unseres Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was sie wollen sollten".[1]) Geht es nicht mit den Fürsten, so geht es ohne sie. Der fahrende

[1]) Moser, National-Geist, 1765, S. 74.

Ritter des mittelalterlichen Epos könnte nie und nimmer nach umfassender Prüfung bestehender Normalzustände zu deren Abänderung die Initiative des Gesetzgebers ergreifen. Dieses im höheren Sinne Positive soll aber Wächters Ritter durchaus leisten, denn er ist das moderne Ideal nicht nur im Sein, sondern auch in der Richtung des Strebens.

Was nun diesem Ritterideale ebenso wie Wächter, erstrebenswert erscheinen muß, das ist, kurz gesagt, die Verwirklichung der Forderungen der französischen Revolution.

Freiheit und Recht! Hieß Freiheit zuerst persönliche Unabhängigkeit im Sinne von Sturm und Drang, hieß Recht zuerst Biederkeit im Sinne des Biedermanns, so werden jetzt beide Bezeichnungen für die Gesamtheit gebraucht. Der Einzelne leidet sogar eine Einbuße an beiden, da er sich dem gemeinen Besten unterordnen muß. So sinkt Wächter, nachdem er in den drei ersten Bänden der S. d. V. und z. T. auch noch in Ho. uns ein Mittelalter geboten, das ja gewiß einseitig und verzerrt, aber doch durch Studium modifiziert ist, so sinkt er denn jetzt von diesem immerhin ganz achtungswerten Anlaufe zurück auf eine frühere Stufe, über die gerade er sich zu erheben im Begriff gewesen war. Wieland und Haller hatten in einem angeblichen Griechenland und China ihre Romane spielen lassen, ähnlich wählt jetzt auch Wächter vom vierten Bande der Sagen an das mittelalterliche Deutschland zum Schauplatz seiner Handlungen. Noch erkennt man den gewohnten Apparat, aber nicht mehr Raufluft oder Rache geben dem Helden das Schwert in die Hand: er zieht es für eine Idee, für Freiheit und Recht.

Der Roman „Die Brüder des Bundes für Freyheit und Recht", in dem sich dieser eingetretene Wandel zeigt, ist ein Werk, das kaum den Mantel des Mittelalters lässig umwirft, um ohne bestimmte Vorbilder die Lehren der französischen Revolution zu predigen und sie, der Gegenwart weit entrückt, zu verwirklichen. Die eingelegten modernen Lieder, die Noten dazu, die Sprache, alles verrät schon äußerlich, daß der Autor kaum noch ernsthaft den Versuch macht, eine Echtheit vorzuspiegeln.

Das Hauptthema im genannten Roman ist das Handeln eines Volkes, das unter einem unwürdigen Fürsten steht und sich mit ihm auseinander zu setzen hat. Wie können die Vertreter der Menschenrechte die Freiheit erkämpfen, ohne das Recht zu verletzen? Das gleiche Problem erörtern auch „Die Gründung der Bürger-

freyheit Hamburgs", der „Wilhelm Tell" und „Die Eidgenossen". Bei Behandlung einer so zeitgemäßen Frage nimmt natürlich das ohnehin oberflächliche Kolorit schweren Schaden. Von irgendwelchem innerem Einklang mit dem Geist des Mittelalters kann gar keine Rede mehr sein, aber auch die äußeren Vorgänge sind nur im XVIII. Jahrhundert möglich. Man sehe nur das große Gartenfest des Herzogs (IV 144) im Stile der Hoffestlichkeiten des Herzogs von Württemberg und anderer moderner Potentaten.

Alle Klagen gegen seinen Landesherrn, die der Bürger des ausgehenden Jahrhunderts auf dem Herzen hatte, die konnten hier die Ritter keck aussprechen. Was wird nicht alles in der Rede IV 419 ff. dem Herzog vorgeworfen: Verpachtung der Steuern und Drücken des „Mittelstandes", „Alleinherrschaft", Eingehenlassen der Landtage, „Aufwand und Überpracht morgenländischer Wütheriche", mangelnde Schutzzölle und Freihandel, Maitressenwirtschaft usw. Zur Durchfechtung ihrer Reformen befehden die edlen Ritter unter den größten persönlichen Opfern ihren unwürdigen Monarchen und suchen ihren Wahlspruch „Alles zum Besten Aller" gegen seinen, „Alles zu meinem Besten", in die Tat umzusetzen (IV 309). Lange theoretische Disputationen (z. B. IV 301 ff.) der Bundesbrüder, in denen das Wesen, die Stellung, die Pflichten des Fürsten erörtert werden, in denen immer wieder gegen alle Anwandlungen des Zornes und anderer menschlich praktischen Regungen zugunsten des abstraktesten Rechtes angekämpft wird, füllen viele, viele Seiten. Nicht einen Schritt vom Gesetz gehen die Ritter ab. Als schließlich durch eine Rechtsverletzung, nämlich durch die Wahl ihres Führers zum Fürsten, die Erfüllung aller Ideale möglich ist, da erfolgt die äußerste Konsequenz der vertretenen Rechtsanschauung: Der Ritter Falkenhelm läßt das Volk schwören, nach seinem Tode dem neuen, erblich berechtigten Fürsten zu gehorchen und ersticht sich (V 442) dann selbst.[1]) Soweit hat also der Biedermann zu gehen: Für Freiheit und Recht bis in den Tod.[2])

[1]) Gleichsam ein Protest gegen die von Moser mit Schmerz als allgemein verbreitet hingestellte Anschauung: „Der große Gedanke: Lieber mit dem Gesetz sterben, als gegen das Gesetz handeln, wird vor Einfalt und Tummheit gehalten." Nat. Geist, 1765, S. 65.

[2]) Wieder ein kleiner Zug, der beweist, wie modern Wächters Ritter geworden ist: Als diese edelste aller Taten geschehen, da äußert sich der Schmerz der Bundesritter in einer Flut von Tränen; „Kniee, welche auf gefüllten Minen (V 443) nicht erbebten, schlotterten jetzt"; manche sterben aus Gram (V 467) usw.

Die Bundesbrüder errichten schließlich einen idealen Verfassungsstaat. Ein neuer Fürst, als „erster Diener des Gemeinbesten" huldigt der „Landesverfassung und den Gesetzen", ihm dann die „Abgeordneten des Ritter-, Bürger- und Bauernstandes". Geistliche gibt es nicht mehr. „Die Gesetzlichkeit der Befehlenden und Gehorchenden beglückte das Herzogthum mit Freyheit, Gleichheit und Recht." Mit diesem fettgedruckten Satze ist das Ende der Handlung erreicht. Die idealen Zustände verschlechtern sich aber mehr und mehr, schließlich ist es wieder das Alte, und zwar: durch Schuld der „Gold- und Rosenkreuzer".

Damit kommen wir zu einem zweiten Thema, das Wächter am Herzen liegt und in der Form des Ritterromans behandelt wird: das ist die geheime Gesellschaft.

Für Wächter mußte, seiner Zeit entsprechend, jeder Zusammenschluß von Menschen zur Erreichung eines bestimmten Zieles oder zur Pflege bestimmter Anschauungen ein besonderes Interesse haben, war er doch selbst Freimaurer.

In seiner ersten Schaffensperiode knüpft er an historisch Gegebenes an. Da erscheint ihm gleich das Institut der Ritterschaft als solch eine Vereinigung. Wenige Edle hätten sich in barbarischer Zeit zusammengeschlossen zur Ritterschaft, durch ihr gemeinsames Wirken sei die Zeit gebessert worden. So sieht er denn auch in der Summe aller Ritter einen großen Freundeskreis mit bestimmten Regeln. Die Aufnahme erfolgte unter mysteriösen Formen, mit Symbolen usw. wie auch in den modernen Bünden. In Wächters Zeit, wo fast jeder einem Bunde angehörte, gewährte es einen großen Reiz, sich als Mitglied solch einer Körperschaft zu denken, in der, wie schon gezeigt, der einzelne noch dazu unter so viel angenehmeren Bedingungen lebte.

Nun gab es ja auch schlechte Menschen, die Ritter waren, das lichte Bild ihrer Körperschaft trübten, aber sich weder aus der Geschichte, noch aus dem Roman wegschaffen ließen. Da bot denn wieder eine Einrichtung des Mittelalters hilfreich die Hand: die Sonderverbände der Ritterschaft. Diese Institution griff Wächter auf, entnahm einem Geschichtswerke oder dem Rüxner den Bund zum Einhorn (I 1) und stellte ihn als „Biederbund", als Vereinigung der lautersten Elemente dem Ganzen gegenüber.

Der große Bund, wie der engere waren öffentlich, geheim und

im verborgenen richtete die Feme. In der ersten Periode stört Wächter dieser Unterschied nicht, er ahmt hier dem Götz und dem Ritterdrama nach, verwendet die verborgenen Richter als deos ex machina und zur Erregung von Stimmung und Grauen, wie seine Vorgänger das getan haben.

In der zweiten Periode haben sich Wächters Anschauungen gewandelt, auch die Bünde erscheinen in anderem Lichte. Was recht ist, soll offen als am Tage sich zeigen, nur das Lichtscheue sucht das Dunkel. Zu dieser Ansicht mochte Wächter mancherlei, allgemeine Beobachtung und persönlicher Einfluß von seiten anderer geführt haben. Gerade in den achtziger Jahren hatte die Geheimbündelei ganz wesentlich zugenommen, und viele hatten geradezu den Verfolgungswahn vor jenen geheimen Gesellschaften mit unbekannten Oberen und gehorsamen Mitgliedern. Einer von denen, die am meisten darunter litten, war Forster, zu dem Wächter in Beziehungen stand. 1792 hatte Albrecht in Hamburg seine „Geheime Geschichte eines Rosenkreuzers" herausgegeben und einen Kreis um sich gesammelt von „Vertheidigern der gesunden Vernunft und der Rechte der Menschheit wider Geheimniskrämerey und Unterdrückungssucht",[1]) dem auch Wächter angehörte. Dazu wimmelte die gesamte Tagesliteratur von Auseinandersetzungen über dies Thema, ja eine Berliner Zeitschrift errichtete eine ständig wachsende besondere Rubrik dafür.[2]) Cagliostros tolles Treiben war in aller Munde, dazu seine Entlarvung als Betrüger schon erfolgt.

So behandelt denn der große Roman: „Die Brüder des Bundes für Freyheit und Recht" außer dem Revolutionsproblem, noch das der Geheimen Gesellschaft. Der offene Bund der Brüder vermag nicht mehr zu wirken, wenn er, der Not der Zeit nachgebend, sich in Dunkel hüllt; seine Verdienste strahlen um so heller, sobald er wieder offen seine Devise und sein Wappen zeigt: das Schwert der guten Sache, die Fackel der Untersuchung. Er erreicht auch endlich das oben geschilderte Ziel.

Ihm entgegen stehen wiederum Bünde. Eine Cagliostro-Figur[3]) hat eine Gesellschaft begründet, mit unbekannten Obern, die gar

---

[1]) Widmung zu den Sagen der Vorzeit IV.

[2]) Es war dies die Berliner Monatsschrift.

[3]) Der Name Archimbald vielleicht nach Archidemides gebildet? (Berliner Monatsschrift, 1786, VIII, S. 46.)

nicht existieren und mit all dem Hokuspokus des Betrügers, dessen einziges Motiv der Eigennutz ist.

Als eine Art Feme, auch äußerlich in der Art ihrer Zusammenkünfte, erscheint das Ketzergericht der Dominikaner, mit dem treibenden Motiv: Herrschaft der Kirche und damit Bekämpfung der Aufklärung.

Beide sind im Bunde, um den Herzog zu ihrem Werkzeug zu erniedrigen, das Land für sich zu regieren und auszubeuten. Unverkennbar sind hier Jesuiten und Rosenkreuzer gezeichnet, wie man sich deren Wirken und deren Ziele dachte, auch verraten mancherlei Kennzeichen, daß der Berliner Hof mehr oder weniger nahe vor Augen schwebte, hatte doch Wächter selbst unter der Wöllnerschen Ära zu leiden gehabt.

Mit der Abneigung, ja dem Hasse gegen alle Bestrebungen, die das Licht scheuen, muß Wächter schließlich auch seinen Liebling von einst verfolgen: die Feme. Sie war ein Geheimbund, der historisch als solcher beglaubigt und durch Quellenforschung und eine größere Literatur zugänglich war. Da sah denn Wächter mit Freuden, was er jetzt wohl schon im voraus zu finden hoffte: auch diese Richter im Verborgenen sanken durch das Dunkel, in das sie sich gehüllt, tiefer und tiefer, bis sie schließlich das wurden, was jeder Bund der Gegenwart nach seiner Meinung auch war: eine Geißel der Menschheit. Dies beweisen zu können machte Wächter dann gründliche Spezialstudien, las die einschlägigen Werke und Aufsätze und führte sodann die Institution mit sämtlichen Formalitäten in allen Arten des Verfahrens vor. Seiner Tendenz entsprechend wählte er die Zeit ihres Verfalles und völliger Korruption.

Der eine geheime Bund, den wir schon erwähnten, das Ketzergericht, führt uns auf ein anderes Gebiet hinüber, zu einer Person, deren Rolle fast ebenso groß ist, wie die des Ritters; das ist sein Gegenpol: der Pfaffe.

Auch die Figur und die Rolle des Pfaffen machen parallel die Wandlungen durch, die der Ritter in der Folge unserer Romane durchläuft; immer aber ist er der Gegenstand des Hasses, des Abscheues, seltener des Spottes.

Die Abneigung gegen das Pfaffenwesen lag in der Zeit; auch konnte man sich im Lager der Aufklärer kaum eine kulturfeindlichere, rückständigere Institution denken, als die katholische Kirche.

Man denke an Voltaires fanatischen Haß: man denke an das tolle Treiben der Jesuiten, das schließlich zu ihrer Aufhebung führte, und die allgemein verbreitete Sorge, sie könnten auch dann noch ihr lichtscheues Wühlen fortsetzen. Die allgemeine Kirchen- und Pfaffenverachtung spiegelte sich denn auch in der Literatur jener Tage, besonders stark im Ritterdrama. Der Bamberger Hof im Goetheschen Götz von Berlichingen regte die Nachahmer dazu an, in fast allen ihren Dramen eine bischöfliche Residenz vorzuführen, die das Zentrum jeder Intrige und Gemeinheit war und in steigender Vergröberung zur Hochburg der Sittenlosigkeit sich auswuchs. Mußte Wächter von Haus aus zu gleicher Auffassung neigen, so konnte auch die Literatur der Reformationszeit, der Epoche lichterlohen, leidenschaftlichen Hasses gegen Katholizismus und Klosterwesen, vor allem wieder Hutten ihn in seiner Tendenz bestärken. Ecrasez l'infame, das geht denn auch durch alle Wächterschen Romane wie ein roter Faden, zuerst durch die Produkte der Fabulierfreude, dann durch die Tendenz- und Programmschriften.

Je mehr Vorzüge auf den Ritter gehäuft sind, desto abscheulicher erscheint sein Gegenbild. Wächter ist kein feiner, differenzierender Schriftsteller, seine Kunst ist grob, oft plump; er wirkt durch Kontraste. Ist sein Ritter der Biedermann schlechthin, so ist sein Gegenspieler, der Pfaffe, der Bösewicht schlechthin; Schattierungen gibt es kaum. Die „Epoche der Mönchsherrschaft", jene „finsteren Jahrhunderte", denen Wächter mit seinem Ritterwesen mehr Helle zugeführt hatte, als seine Zeitgenossen und vielleicht auch er selber für recht hielten, bekamen durch verdoppelten Zusatz von Schwarz wieder mehr das Kolorit, das ihnen gebührte. Der Mönch ist, zunächst wenigstens, der typische Vertreter alles Bösen, dem seine Stellung nur die Handhabe ist, durch die er sich möglichst viel fleischliche Genüsse auf Kosten seiner Mitmenschen schaffen kann.[1]) „Menschen waren es, die ihren Brüdern Teufel wurden." [2])

Man kann fast sagen: alles und jedes Böse, was wir in Wächters Werken geschehen sehen, geht im letzten Grunde auf die Mönche zurück. Schwelgerei, Pracht, Unzucht, Meuchelmord sind ihr Element. Sie schänden die Mädchen (I 20), brechen die Ehe (I 64), treiben die ihnen mißliebigen Ritter von Haus und Hof

---

[1]) Hutten, IV 297, S. 26 ff.
[2]) J. a. J. a. a. O.

(II 3) IV), schinden die Bauern (II 3), lassen durch ihre Helfershelfer Unschuldige ermorden (II 3) usw. Skrupellos, nur sich allein dienend, leben sie in den Tag hinein; nichts ist ihnen heilig, jedes Mittel ihnen recht.

Die erste Periode Wächters hat es im wesentlichen mit dem Einzelnen unter ihnen zu tun. Meist trägt er kein besonderes Gepräge, nur in dem einen ihm ausschließlich gewidmeten Buche, der Betfahrt, wird er zum Individuum. Gewiß ist er hier karikiert bis zum äußersten, aber trotz des gründlichsten Hasses, der tendenziösesten Verzerrung geht Wächter doch wenig weiter als ein guter Possendichter, und entwickelt, abgesehen von einigen langweiligen, witzlosen Partieen, hier oft eine sehr gute Laune. Die Schwankliteratur bot ihm dafür mannigfache Anregung. Direkt übernahm er aus der Unzahl von Geschichten, in denen ein Mönch geprellt und genasführt wird, kaum etwas; aber es gelang ihm geradezu überraschend in ihrem Sinne zu dichten. Ich hätte die größte Neigung, so manche Szenen für Weiterbildungen echter Schwänke zu halten, doch ist es mir nicht gelungen eine Vorlage zu finden.[1]) Ich denke dabei besonders an die Verkleidung als Jungfrau Maria Ho. 1), an die Trauung mit dem Edelfräulein Ho. 5), an das Gottesgericht in der Schenke Ho. 3) usw.

Mit Humor und Satire ist es aber nicht getan, Wächter muß die Taten der Mönche schwarz und schwärzer malen, denn auch sie sind nicht Einzelwesen, sondern Teile einer bestimmten Kraft, Träger einer bestimmten Idee. Diese großzügige Auffassung treffen wir, wie anzunehmen, erst in der zweiten Periode, obwohl auch sie natürlich schon vorbereitet ist.

Die Mönche sind nur ein anderes Wort für die Kirche, die sie vertreten. Warum haßt Wächter sie so fanatisch? Der nüchterne Aufklärer findet das Mönchswesen zunächst wider die Natur.

Er spricht mit Bruder Martin, daß dieser Stand „die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu kommen, verdammt". Sodann nützen diese Mönche dem gemeinen Wesen nichts, haben darum also keine Existenzberechtigung; sie schaden sogar der Gesamtheit, die diese faulen Fresser unterhalten muß. Darum soll man die

---

[1]) Auch Ebeling, Geschichte der komischen Literatur 1869, III, S. 623, kennt keine Vorbilder für Ho.

Klöster aufheben und deren Insassen zu arbeitsamen Menschen machen. „Weitgesteckt" ist freilich dies Ziel, denn wer waren diese Bewohner der Klöster, was trieb sie in diesen Stand?

„Aberglauben und Schwärmerei, Gewissensbisse und Zerknirschung, Dummheit und Stolz waren die Stammeltern des Mönchswesens."

„Aberglauben und Schwärmerei" sind Dinge, die der Aufklärer Wächter durchaus nicht verstehen kann. Wie mußte diesem Manne das Heiligen- und Reliquienwesen der katholischen Kirche absurd und aberwitzig erscheinen! Es steht ihm wohl auf gleicher Stufe wie der Hexenglaube, widerstrebt wie dieser der Vernunft. Den Hexenglauben hatte man ausgerottet, doch die alte Kirche stand immer noch groß und mächtig da. Mit aller Energie wirft Wächter sich nun diesem Feinde der Aufklärung entgegen, sucht ihn vor allem durch Lächerlichmachen zu befehden und schleppt unermüdlich Züge herbei von tollen Wundern und aberwitzigen Reliquien.

„Gewissensbisse und Zerknirschung" führen auch zur Möncherei. Das gilt uns heute nicht als Tadel. Aber man muß die Worte im Sinne des Göttinger Kreises nehmen. Diesen Tugendhelden schien es, wenn man „die Tugend liebte", gar nicht unmöglich, so gut wie schuldlos durchs Leben zu gehen. Nur wirkliche Schuld, nur ein Verbrechen konnte Gewissensbisse und Zerknirschung hervorrufen, und wer beides empfand, der hatte die Tugend eben nicht geliebt, war also ein unlauteres Element, ein Verworfener. Solche Männer sammelten sich in den Klöstern.

„Dummheit und Stolz" konnten in ihnen hoffen, zu Macht, Ansehen und Wohlleben zu gelangen, solange „das Grundgesetz" bestand, „Aufklärung der Laien zu verhindern".

Hier muß der Abscheu vor dem Mönchswesen notwendig seinen Gipfelpunkt erreichen. Es wird gefährlich und kulturfeindlich, weil es gegen besseres Wissen aus egoistischen Gründen die Menschheit absichtlich in ihrem Entwickelungsgange aufhält.

..... „so untergruben die Mönche durch Religion die Sittlichkeit und Rechtschaffenheit ihrer Zeitgenossen, und errichteten sich in jedem Laster ihrer Mitbrüder ein Denkmal des Fluches".

„Ich stehe mit Schaudern an den Denkmahlen, welche die Geschichte mit fürchterlicher Treue den Mönchen errichtete."

Diese Menschen nun, die Vertreter des Schlechten auf Erden, erscheinen notwendig im Bunde mit allen denen, die sich der Anti-

pathie ihres Schöpfers zu erfreuen haben. So lange der Mönch der einzelne schwarze Bösewicht bleibt, gesellt sich der schlechte Ritter zu ihm; sobald das Prinzip hervortritt, sammeln sich die anderen bösen Prinzipien um dieses größte.

Der Lump Wolffsstein (I), selbst ein Bastard von einem Mönch, ist innigster Vertrauter und Genosse des teuflischen Abtes. Mit Hilfe eines Mönches stürzen die böse Ida und ihr Buhle den edlen Heldenstein ins Verderben (II 1); ein Mönch hilft den schlimmen Schwestern die gute um ihren Verlobten zu bringen (II 2). So geht es durch alle Romane der ersten Periode.

In der zweiten machen alle Gegner der menschheitsbeglückenden, aufklärenden Rittergesellschaft gemeinsame Sache mit dem kirchlichen, finsteren Prinzip. Der Teil der Ritterschaft, der nicht auf seine Kosten das Gemeinwohl beglücken und angemaßter Rechte sich begeben will, arbeitet Hand in Hand mit der Kirche. Eng verbrüdert sich mit ihr der Bund des Archimbald-Cagliostro: die „Finsterlinge", der Geheimbund der Rosenkreuzer. Und auch die Höflinge, die unter einem schwachen Fürsten das Blut des Landes saugen, halten zur Kirche.

Und noch eines Elementes wird gedacht, wenn es auch unter der Überfülle und Unordnung des Materials nicht zur detaillierten Ausführung kommt: der Tempelherren (IV/V). Auch sie faßt Wächter als eine Art Geheimbund auf, schon deshalb müssen sie bekämpft werden. Vor allem aber: die Templer waren Zwitter von Ritter und Pfaffe.

Diese Vermischung von Licht und Finsternis mußte Wächters ganzem Empfinden als Ausdruck ärgster Niedrigkeit erscheinen. Rittertum und Pfaffentum sind Gegenpole, darum kann auch Wächters Ritter nie katholisch, nie auch nur christlich sein, sondern höchstens fromm.

Hier liegt die Erklärung des auffallendsten Phänomens bei unserm Autor, jener krassen Verkehrung einer Zeit in die andere. Das Mittelalter, vor allem die Blütezeit des Ritterwesens, ist historisch doch nur durch den Katholizismus zu verstehen. Mit ihm ist es durchtränkt, es strömt alles aus ihm, in ihn mündet alles. Deshalb wurden die Männer, die sich wenige Jahrzehnte nach Wächter voll Liebe und Verständnis in diesen Abschnitt unserer Vergangenheit versenkt, die Romantiker, sogar vielfach selbst zu Konvertiten dieser Religion (vor allem die Maler). Wächter aber

taucht nicht gläubig, aufnehmend, der Gegenwart Valet sagend in diese Flut hinab, sondern durch ständiges Festhalten der Gegenwart fördert er ein Etwas herauf, in dem alle Farben in ihr Kompliment verkehrt sind. Ich kenne keinen Zug, der die völlige Verballhornung des Mittelalters durch Wächter so sehr zeigt, wie eben diese Verkennung des Katholizismus als Lebensquelle jener Zeit.

Aber nicht immer ist der Pfaffe ganz so schwarz gezeichnet, manchmal sogar in lichten Tönen. Zwei solche Typen treten bei Wächter im Zusammenhang mit dem Mönchswesen auf, das sind die Einsiedler und der edle Mönch. Man weiß, wie das 18. Jahrhundert den Einsiedler gepflegt hat, man kennt die Neigung zu Einsiedeleien, wie sie z. B. die Darmstädter Damen und so manche andere hegten. Von den sentimentalen Eremiten stammen aber die Wächterschen nicht ab, denn sie haben sich von der Welt zurückgezogen, weil sie teils viel Böses getan (I, II 3), teils etwas Böses nicht haben tun wollen (IV/V), teils zuviel in der Welt gelitten haben (I 2), II 3), VII 1); Liebe zur Einsamkeit an sich ist bei keinem der Grund. Sie leiten sich vielmehr vom Ritterdrama, vor allem von Klingers Otto her.

Warum Wächter den Einsiedler übernommen hat, zeigt die Betrachtung des sympathisch gehaltenen Mönchs, dessen Typus der Abt Weihenhorst (III) ist. Dieser weise, abgeklärte, gütige Alte ist keine neue Figur; eine alte ist nur in eine andere Umgebung versetzt. Wir erkennen in ihr „den Greis", den die Göttinger so sehr liebten und priesen, den Klopstock und die Seinen verherrlicht hatten, und der seitdem weiten Kreisen ein Gegenstand höchster Verehrung war. Er verkündet denn auch bei Wächter die höchsten Lebensweisheiten, das Gute und die Tugend. Die Weihe, die um sein Haupt liegt, wird noch gehoben durch die Stellung als Diener Gottes, als Diener der Nächstenliebe nach dem Satze: „Liebe Gott in seinen Geschöpfen" (III 12), als Repräsentant des praktischen Gemeinsinns. Wie er Ritter von Geburt und Erziehung ist, so hat er auch als Abt die gleichen Ziele allgemeiner Menschheitsbeglückung, wie die Ritter, nur verfolgt er sie auf friedlichem Wege. Er findet von nun an in jedem Werke Wächters seinen Nachfolger, nicht in seiner geistlichen Stellung, aber in seiner menschlichen, was Erfahrung und Weisheit angeht. In IV/V, VI, VII, Ho. Tell, treten solche Männer auf, mit Vorliebe der raschen Jugend kontrastiert. Es ist nicht immer die gleiche Figur, sondern sie ist mit individuellen Zügen,

wenn auch nur wenig differenziert. Wieder aber ist der charakteristische Zug zu beobachten, wie dieser Greis, scheinbar rein äußerlich, seinen Stand ändert. Weihenhorst ist noch Geistlicher, ursprünglich Ritter. Aber schon im nächsten Roman, in IV/V, spielt seine Rolle Christoph Willhöft, „ehemals halseigener, jetzt freyer Dienstmann" (IV 270), das hohe Ziel des „Bundes für Freyheit und Recht" läßt eben die Vertreter jedes Standes voll an der Aufgabe der Menschheitsbeglückung teilnehmen, und darum wird der weise Alte ohne Rücksicht auf seine soziale Stellung Sprecher des Bundes vor dem Thron. Sein Nachfolger in VI, der bürgerliche Kühner, ist denn auch von Beruf Herold. Die Standesverwischung ist gar nicht ohne Belang, sie zeigt so recht den Wandel in Wächters Dichtungen.

Neben Ritter und Pfaffen kennt Wächters Praxis nur noch zwei Stände: den Knappen und den Minnesänger. Die Bürger sind völlig ignoriert; die Bauern treten ganz zurück. Nur einer der beiden obengenannten Stände konnte also den Träger zur Rolle des Weisen stellen. Die geschilderten Greise sind später alle aus dem Stande der Knappen; auch als der früher besprochene Haupttypus noch von Weihenhorst vertreten wird, steht ihm schon in ähnlicher Rolle Volker zur Seite, vor allem Leuthold, der treue Diener seines Herrn.

Der Knappe ist bald charakterisiert. Sein Wesen entspricht im großen und ganzen dem des Ritters. Schon Götz und Weislingen hatten ihre Spiegelbilder in Georg und Franz neben sich, und anfangs ist Wächter hier im Gefolge des Vorgängers. Da wirkt es denn zunächst befremdlich, wie das ritterliche Erziehungswesen bei ihm gar keine Rolle spielt. Sonst nahm die pädagogische Zeit begierig das Thema von der Erziehung auf. Der Ritter ging einen ganz bestimmten Bildungsweg, dessen einzelne Staffeln genau geregelt waren. Fast jeder der damals in Aufsätzen oder in Büchern über das Ritterwesen berichtete, stellte die Erziehung in den Mittelpunkt, verweilte mit besonderem Nachdruck gerade auf ihr. Wächter aber braucht erwachsene Menschen, er verfolgt kein werdendes Individuum, sondern hält sich an fertige Personen, an Träger von bestimmten Idealen. Wie sehr seine Helden Idealfiguren sind, sieht man so recht an den Zügen, die er uns aus ihrer ersten Jugend berichtet. Schon als Kinder sind sie Männer, so philiströs und ernsthaft im innersten Grunde, wie später. Man lese nur I 28, die

Schilderung des kleinen Leonhard Wildungen. Wächters Edelknappe ist stets der Herr im Kleinen (I 1), und eben dies ist sein Untergang. Die gröbere Kunst hält nicht Knospe und Blüte auseinander; die Knospe wird zur kleinen Blüte. So kann sich der künftige Ritter nicht neben dem fertigen halten, da dieser das Interesse völlig absorbiert. Nach Hans von Wülfingen in I 1) verschwindet der ritterbürtige Knappe ganz. Er war Nachahmung ohne innere Existenzberechtigung, und nur, weil er hier der Franz aus dem Götz ist, taucht er in III auf, ähnlich wie in VI. Seine Stelle nimmt ein anderer ein, der bei Wächter auch Knappe heißt, aber nicht ritterbürtig ist: der reisige Knecht.

Er ist notwendig, weil zum Ritter ein Diener gehört, der seinen Herrn waffnet und entwaffnet, die Pferde beschickt usw. Ihm gehört die wärmste Sympathie des Autors, der denn auch in der Zeichnung seines Lieblings dichterisch manchmal etwas Gutes leistet. Die alten Knechte in II 1), die den Schatz graben wollen, sind recht wohl geglückt, ebenso der alte Leuthold in III, doch liegt in ihnen schon im Keime, was auch dieser Figur das Leben nehmen sollte. Die Knappen sind nämlich fast alle ältere Leute und kommen daher bald dahin, nur als Sprachrohr der Lebenserfahrung und -Weisheit zu dienen. Darum wird z. B. Leuthold, der Mentor des jungen Telemach-Adolf, von Seite zu Seite immer blasser und schließlich zum unausstehlichen Moralschwätzer. Er leitet hinüber zum „Greise", in dem im allgemeinen die Figur des Knappen untergeht.

Der andere früher genannte Stand ist der der Minnesänger. Die Dichter der deutschen Vergangenheit mögen eine besondere eingehende Behandlung erfahren.

Wie bei fast allen Personen in Wächters Romanen finden wir auch beim Minnesänger die gleiche typische Entwicklung. Das harmlose Individuum der ersten Periode wird zum Typus und Träger einer Idee in der zweiten.

Minnehold[1]) und Distel heißen die beiden ausführlicher gezeichneten Dichterfiguren der ersten Periode Wächters. Um 1362 lebt Minnehold unter dem Gesinde eines regierenden Grafen als allgemeiner Vertrauter; sein Beruf ist die Ausübung der Dichtung I 1). Ihn zu zeichnen ist dem Dichter ganz gut geglückt; hier und da

[1]) Bekanntlich der Bundesname J. M. Millers.

erfreut ein leichter Humor, frei von Tendenz. Der Sänger ist ein harmloses, gutes Männchen, das sich auch seinem Stande entsprechend verliebt, nämlich nicht in eine „Edeldirne" wie die Ritter, sondern in seine „kleine, dicke Dirne" (I 9). Für seine Zugehörigkeit zum XVIII. Jahrhundert spricht schon ein Zug hinreichend: er singt in der „Rosenlaube" von „Nachtigallenliebe" zur Harfe.

Die andere ausführlicher charakterisierte Minnesängerfigur, Paul Dietstel, erscheint zeitlich früher, noch in der Blütezeit des Minnesangs, nämlich schon im Jahre 1209 (II 1). Wie Hans Sachs und Daniel Säuberlich ist er Schuhmacher und „Meistersinger", sonst im Leben ein ausgemachter Lügner und Kuppler.

Eine Betrachtung aller anderen neben Minnehold und Dietstel vorkommenden — sagen wir Minnesänger — bietet etwa folgendes Bild:

Minne- und Meistersänger, Fiedler, Harfner und Spielleute sind Namen für denselben Stand, der sich schon in der Tracht als solcher kennzeichnet[1]) (III 245). Als Fahrende ziehen sie mit ihrer Harfe umher[2]) und singen (III 245) an den Kreuzwegen (IV 276), auf den Märkten (III 246), an den Ritterhöfen (VII 335, I 94 ff.) um Almosen, ein hungerndes und für jede Gabe dankbares Völkchen. Wenn die Sänger statt vor Knechten einmal vor Rittern oder gar an Höfen auftreten dürfen, dann ist das schon etwas Besonderes. Um den Beifall der Mächtigen buhlend, loben sie alles, was diese gelobt wissen wollen (III 513), erniedrigen sich zu Schmeichlern und müssen dabei gewärtig sein, bei schlechter Laune der hohen Herren, übel behandelt zu werden (III 186). Doch ziehen die Fürstlichkeiten gern möglichst viele von ihnen zusammen (I 175), lassen sich vorsingen und „Schimpfspiele" vorspielen (I 331); auch als Chöre scheinen die Minnesänger aufzutreten (II 308). Die Großen halten sich oder ihren Maitressen (I 293) auch eigene Sänger, die dann, wie Minnehold, mit zum Hausstand gehören. Dabei sind die Grenzen zur Figur des lustigen Rates, der auch „Schwänke" erzählt (I 252), sehr schwimmend. Das Repertoire ist ein mannigfaches: Märlein, Schwänke, Kriegs- und Buhllieder (II 308), Ehren-,

[1]) Bei der Tracht denke man an das Chodowieckische Titelbild zu Bürgers Gedichten von 1778 und Bürgers Verzweiflung darüber. Stradtmann II, 277 und 278.

[2]) Das war ja auch die Vorstellung Gleims, Höltys, Bürgers usw. vom Volkssänger.

Spott-, Lob- und Schandlieder, Hoffnungslieder, „Schilderungen edler, vortrefflicher Männer" werden erwähnt. Die „Volkslieder", womit wohl besonders die Romanzen gemeint sind, spielen aber die Hauptrolle.

Im Stande der „Minnesänger" ist nun deutlich eine Mischung verschiedener Elemente zu erkennen. Das eine bildet die allgemeine Vorstellung von den historischen Fahrenden. Darauf ist, kurz gesagt, alles, was Not und Hungerleiderei heißt, ist das dadurch bedingte Kriechen vor den Großen zu übertragen.

Das zweite Element bildet die modern gefärbte Vorstellung von der Person des Dichters, als des Volkssängers im bekannten Sinne.

Das dritte endlich, das die beiden anderen Elemente verdrängen sollte, ist das Bardentum. Schon das Zusammenschließen aller Sänger zu einem Stande und das Auftreten in Chören weist nach dieser Seite. Äußerst charakteristisch erscheint die Verwandtschaft mit den Barden in II 309; dort sind die Harfner „allein mit den Mönchen kundig der Schriftzüge", wie die Barden der Runen. Mit dem Zunehmen des Politischen bei Wächter mußte ganz notwendig sich der Minnesänger zum Barden auswachsen, auch dessen „heiliges, öffentliches Amt"[1]) bekleiden. Diese Konsequenz ist denn auch in IV/V gezogen.

Um 1308 begegnen wir dem Minnesänger Mayenblüth, der zu den beliebtesten und geschätztesten Brüdern des Bundes für Freiheit und Recht gehört. Seine soziale Stellung scheint nicht ganz klar; für gewöhnlich trägt er nur seine Harfe (IV 437), die zu holen er sich sogar einmal in Lebensgefahr begibt (V 82), doch ficht er bei einem Angriff auf eine Burg neben den Rittern mit (IV 635) und wird bald darauf uns mit seinem wahren Namen „Wolfram von Veldegg" vorgestellt (V 100).

Mayenblüth nun fertigt „Schandlieder auf schlechte Taten", die dann die Kinder singen, und „Loblieder auf gute Streiche". „An den Wegscheiden sang er sie zur Harfe" und hat „mancher Biederthat dadurch auf die Beine geholfen". Ein Ritter verlangt von ihm ein Spottlied (IV 279), den Herzog von einer schlechten Tat „zurückzuspötteln". Durch „Fertigkeit im Saitenspiel und Gesang" (V 340) gewinnt Mayenblüth dann die Gunst des Kaisers, dem er den Mut hat die Wahrheit zu sagen, doch will er schließ-

[1]) Merkur 1777, IV 211.

lich vom Hofe fort (V 347), denn: „meine Lieder verhallen ohne Nutzen". Dieser weise und weitblickende Mann führt dann in der Heimat die vom Volke verlangte „Verfassung" durch und verhilft (V 419 ff.) seinem Vaterlande zu allen von der französischen Revolution geforderten Reformen, ohne persönlich dabei hervorzutreten.

In der Figur des Mayenblüth ist denn alles beieinander, was hier und da schon bei den anderen Sängern anklang. Wie es auch Wächter mit seiner Schriftstellerei wollte, soll auch der Sänger nützen und bessern. Das ist aber nicht sein guter Wille, sondern sein Amt, denn darum ist er Sänger.

Diese Auffassung verdankte ihr Entstehen dem Verhalten Friedrichs des Großen. Die deutschen Dichter waren nach seinen Großtaten bereit, sich ihm aufs engste anzuschließen, sie feierten ihn ein jeder, so gut er es vermochte. Der König aber erfüllte keine ihrer Erwartungen, sondern lehnte die deutsche Poesie und ihre Vertreter ab. Da wurde denn in der grauen Vorzeit, in der Bardenwelt Trost auch für dieses Leiden der Gegenwart gesucht. Dort fand das Verlangen der Dichter nach Anerkennung genüge, dort war er nicht allein von der Nation geehrt, er hatte auch neben dem Fürsten eine gefestigte, einflußreiche Stellung.[1]) Sein Amt war notwendig und wichtig, wie das der Regierenden selbst.

Hier liegt die Erklärung für Mayenblüths Bedeutung. Er ist der Dichter, der sich am öffentlichen Leben praktisch beteiligen kann, er ist vor allem der berufene Träger der Publizität.

Wächter war der Ansicht, diese angebliche neue Errungenschaft des XVIII. Jahrhunderts sei ungleich vollkommener schon im Mittelalter dagewesen. Die Öffentlichkeit habe damals an allem mehr teilgenommen, als heutzutage, denn Ritterschlag, Turnier, Entehrung, Gottesurteil seien vor aller Augen erfolgt. Die Schandgemälde, die Bilder am Galgen und Rad hätten jedes Vergehen dem Volke gezeigt.[2])

„So war des Mittelalters Publizität, ohn' Anwalt und Sachwalter legte sie ihre Klage dem Volke vor, ohne Parteilichkeit ent-

---

[1]) Auch für das erste Beleben des Minnesangs war es ja von ausschlaggebender Bedeutung, „daß Kayser und Könige und Fürsten und Edle sich des Lorbeerkranzes, sich der einheimischen Dichtkunst nicht schämten". Teutscher Merkur 1773, Dez., S. 255. — Ähnlich darüber Herder XVI 212 ff. und Bodmer an Lange, Ostern 1748, in Briefe der Schweizer, hrsg. von Körte, S. 85.

[2]) J. a. J. Dez. 1787, S. 133.

schied dieser Richter." Der Hauptträger dieser Tätigkeit ist aber der Dichter. „Heilige Publizität kehre zu deiner ersten Einfalt zurück, nur wirf Schwerdt und Streitkolbe hinweg, in deiner Hand sind wohltätiger Feder und Griffel. Verbünde dich mit der Schauspielkunst und den Dichtern dieses Jahrhunderts, züchtige die Schlechtdenkenden wie man Kinder züchtigt. Sprich frei aber ohne Parteilichkeit, sing Spottlieder, aber laß sie nie zum Pasquill ausarten, spöttle, aber lästre nie, sei immer Kläger, selten Richter. Wahrheit stehe dir immer zur Seiten, deutscher Mut begleite dich überall. Wenn es sein muß, nenne den Namen des Niedrighandelnden, bilde so ähnlich ihm nach, daß Kinder das Urbild erkennen, reiße dem Fürsten die Larve ab, der es wagt, die Menschheit zu entwürd'gen, aber ehe ein Wort, ein Ton deine Gottheit entehre, lieber verstumme auf immer, und laß der Folgezeit Entdeckung und Strafe."

Darum erscheint der Sänger schließlich als Herold der Menschenrechte, wie sie die Zeit der Revolution geprägt hat. So tritt er vor den pflichtvergessenen Fürsten (IV 416): „seinen Heroldsmantel zierte das Bundeskreuz der Brüder für Freyheit und Recht; ihr Wahlspruch stand gestickt am Rande der Halbärmel seines Gewandes".

In weiser und wohlgesetzter Rede bringt Mayenblüth die Klagen der Allgemeinheit vor den Herzog, die Klagen natürlich, die Wächter selbst, als Kind seiner Zeit, auf dem Herzen hatte. Damit erfüllt der Sänger die Pflicht seines Berufes, der die Vertretung der Volkswünsche von ihm verlangt. Über diese Rolle, die sich wohl mit der eines politischen Journalisten vergleichen läßt, geht aber Mayenblüth noch hinaus; er kann das tun, was seinem Dichter die Zeit noch versagt: Seine, in ein System gebrachten menschheitsbeglückenden Ideen realisieren. Beide hatten für ihre Überzeugung mit den Waffen in der Hand gefochten, ihr Leben gewagt im Kampfe gegen die Feinde der guten Sache. Beide strebten nach Ausbau und Abrundung ihrer Theorieen — aber nur das Geschöpf konnte sie verwirklichen. Wächter hätte ganz genau zu wissen geglaubt, wie man eine neue Verfassung einführen, einen Staat weise regieren müßte; sein Sänger darf aber auch handeln, wie es Wächter mit der nötigen Ellbogenfreiheit getan hatte. Und indem das Ringen der Gegenwart nur in die Freiheit der Vergangenheit versetzt wird, schwindet schließlich jede Rücksicht auf das Kolorit. So wird z. B. der Roman „Die Brüder des Bundes für Freyheit und Recht" geradezu zur

Utopie. Die Verfassung, mit Vertretung des dritten Standes usw. grenzt in dem Rahmen des Mittelalters schlechthin an das Lächerliche.

Hier sei noch nebenbei einer naheliegenden Frage gedacht. Wächter nennt sich Veit Weber. Es war ja nichts Neues, daß man sich als alten Sänger bezeichnete, oder einen historischen Dichternamen annahm. Bürger hatte sich „Volker" genannt in Gedichten [1]), wie in Briefen [2]), als „Spielmann" hatte sich schon Schubart [3]), als „Minnesänger" hatten sich Gleim, Schmidt, wie alle Genossen des Hains und viele andere bezeichnet; dazu kam die Menge „Barden", die als Sined, Ringulph usw. auftraten. Wie kam Wächter gerade auf den Namen Veit Weber? Vielleicht hat er ihn bei seiner ausgebreiteten Lektüre in irgend einem Gedichtswerk gefunden; wahrscheinlich aber sind folgende beiden Werke die Quelle:

1743 war ein Teil der Schillingschen Chronik in besonders sorgfältiger Ausstattung erschienen.[4]) Sie bringt eine ganze Anzahl historischer Volkslieder, von denen fünf von Veit Weber sind. Hier besang ein frischer, fröhlicher Bursch die Siege seines für die Freiheit kämpfenden Volkes, nachdem er selbst diese Siege hatte erfechten helfen. Kein Wunder, daß Wächter, den diese Gestalt fesseln mußte, sich nach dem alten Vorbild nannte.

Nach derselben Chronik hatte Bodmer in seinen Balladen „Die Schlacht vor Murten" überarbeitet.[5]) Bodmer, der für viele Charakteristika des Mittelalters bereits ein recht feines Verständnis besaß, hat schon klar und voll Bewunderung das Motiv des streitbaren Sängers hervorgehoben:

„Der hatte selbst die Hand am Schwerdt,
„Der diesen Vers gemacht;
„Bis Abends mäht er mit dem Schwerdt,
„Des Nachts sang er die Schlacht.
„Er schwung die Saiten und das Schwerdt,
„Ein Didler und Soldat."

Die alten Ritter:

„brachen zugleich die Lanz und sangen die Minne".[6])

[1]) Sauer, S. 96, Z. 105.
[2]) Z. B. Stradtmann, IV 208.
[3]) Sauer, S. 292.
[4]) „Beschreibung der Burgundischen Kriege." Bonn 1743.
[5]) Altenglische und altschwäbische Balladen .... Zweytes Bändchen. Zürich 1781, S. 241 ff.
[6]) Bodmers Parsival in der Kalliope II, Zürich 1767, S. 41.

Eins der genannten Werke, vielleicht beide, haben wohl die Wahl gerade dieses Namens veranlaßt.

Wächter hatte außer Veit Weber, Hutten gelesen und übersetzt. An beiden zog es ihn an, daß diese Männer zugleich Kämpfer und Sänger waren; auch Wächter führte die Feder und das Schwert. Alle drei bieten in ihrem Leben das Motiv des streitbaren Sängers. Warum fehlt es gerade in Wächters Romanen? Sollte man nicht im Gegenteil erwarten, daß kaum ein anderer Vorwurf naheliegender wäre? Aber auch diese Erscheinung muß sich erklären lassen; freilich ist das nur mit Übergriffen in den ersten Hauptteil der Untersuchung möglich.

Auszugehen ist hier von der Figur Mayenblüths in IV/V, denn er beteiligt sich einmal an dem Kampfe neben den Rittern. Ist er deshalb ein streitbarer Sänger?

Die soziale Stellung des Dichters als die des Fahrenden ist geschildert. Auch Mayenblüth rangiert in einer Urkunde hinter Rittern und Geistlichen, vor den ehemals halseigenen Dienstleuten. Seltsam wird seine Stellung erst, als er mit seinem wahren Namen: Wolfram von Veldegg vorgestellt wird. Der Name ist selbstverständlich gebildet aus Wolfram von Eschenbach[1]) und Heinrich von Veldegge, den ritterlichen Sängern; der Beiname Mayenblüth nach dem Meistersänger Rosenblüth. Die 250 Jahre zwischen diesen Dichtern stören Wächter bei der Namengebung nicht. Ist nun Mayenblüth als Ritter aufzufassen, der nur als solcher nicht erkannt werden will, er erscheint sonst durchaus als Fahrender? Nun kennen wir Minnehold als eben solchen. Minnehold aber nennt sich in der Blondel-Szene I 105: Schulz von Wertheim. Er kann sich so nennen ohne aufzufallen, sogar um unauffällig zu bleiben. Sein Name ist nach Analogie unserer wirklichen Minnesänger-Namen gebaut und deckt einen armen, alten, umherziehenden Harfner, der um einen Platz am Feuer seine Fertigkeit den Knechten auf dem Burghof zeigt. Somit sind die anscheinenden Widersprüche in der Person des Wolfram gehoben, denn es ergibt sich daraus, daß ganz offenbar Wächter unsere Walther von der Vogelweide, Veldegge, Wolfram usw. — auch für gewöhnliche Fahrende hielt.[2])

[1]) Den nennt noch Adelungs Magazin II III S. 13/14: „Meistersänger".

[2]) Vielleicht verleitet durch D. Museum 1780, Jan., S. 28: „Die sich (d. h. unter den Minnesängern) ein Geschäft aus der Poesie gemacht, sind .... Wolfram, Hartmann ...., Walther ...."

Der Sänger Mayenblüth ist also kein Ritter, aber anscheinend trotzdem streitbar. Allerdings ficht er im Sturm auf die Burg des Herzog mit, aber das ist aus dem Zusammenhange zu beurteilen. Er tut das nicht, weil er ebenso Soldat wie Sänger ist, sondern weil er seine Pflichten als Bürger und als Mitglied des „Bundes für Freyheit und Recht", für die gute Sache nötigenfalls die Waffen zu ergreifen, erfüllen muß und will, wie jeder der Angehörigen des Bundes, Ritter wie Nichtritter.

Das erwartete Motiv fehlt also wirklich. Warum?

Der Mann des Kampfes ist immer der Ritter; bei seiner ausschließlichen Herrschaft in Wächters Romanen duldet er auf gleichem Gebiete keine andere Figur. Vereinigte auch ein Ritter in sich den Krieger und den Sänger zugleich, so könnte er den Minnesang unmöglich ausüben.[1]) Es bliebe für ihn höchstens die politische Lyrik, die bei ihrem relativen Zurücktreten in der Bodmerschen Sammlung und anderen Quellen, Wächter vielleicht entgangen ist. Das politische Element tritt aber erst in der zweiten Periode hervor, in der die neuzeitliche Tendenz versucht, die Standesunterschiede insofern zu verwischen, als alle Menschen in gleicher Weise das Gemeinwohl zu fördern haben. Dann kommt aber jeder Grund in Wegfall, warum gerade der Ritter die Rolle des Sängers übernehmen sollte, wenn eine dafür gegebene Figur schon existierte, wenn außerdem alle beide nur dann fochten und gleichmäßig fechten mußten, wenn die Realisierung ihrer menschheitsbeglückenden Ideen dies nötig machte.

So ist es gekommen, daß Wächter das Motiv, obgleich es ihn wie schon die Namenwahl zeigt, anzog, doch in seiner Produktion nicht verwenden konnte.

Auch die Figur des Minnesängers führt also in ihrer Entwicklung aus dem Mittelalter heraus, hinein in die unmittelbare Gegenwart; in dieser wurzelt auch der letzte noch nicht behandelte Typus, der Bauer.

Wie für den mittelhochdeutschen Epiker existiert auch für Wächter der Bauer fast gar nicht. Ihm bleibt kaum ein Platz im Roman, da alle Handlungen von Personen getragen werden, die das Interesse ihres Schöpfers ganz beanspruchen. Darum erscheint der Bauer mit

[1]) Siehe S. 92.

einigem Nachdruck erst in der zweiten Periode, als so viele moderne Fragen in den Roman sich hineindrängen. Die ganze Dichtergeneration, Bürger mit an der Spitze, fühlte mit den Leibeigenen; Voß' Vater war noch selbst einer gewesen. Man denke an den Bauernkrieg im Götz, vor allem an die betreffenden Partieen der damals noch nicht veröffentlichten ersten Fassung, in denen die Gegenwart vielleicht besonders unmittelbar pocht. Ganz entsprechend wird auch von Wächter der arme, geschundene Bauer geschildert: Verbittert, verzweifelt voll ohnmächtiger Empörung und von dem Wunsche beseelt, sich an seinen Peinigern zu rächen. Er dient gleichsam als Beispiel dafür, wie sehr die Menschenrechte von den Mönchen und Tyrannen mit Füßen getreten werden und seine Leiden zeigen, wie nötig es ist für die Freiheit einzutreten. Seine Stellung in der Gesamtheit erfordert einen Schirmer und Helfer, und somit rechtfertigt der Bauer zum guten Teil die notwendige Existenz dessen, von dem die ganze Gestaltung des Mittelalters ausging: das war der Ritter.

So ist Wächters Mittelalter seinem inneren Wesen nach in den Hauptzügen charakterisiert. Auch er hat trotz hübscher Ansätze noch zu keiner historisch-dichterischen Vertiefung in die Vergangenheit vordringen können.

Die Zeit hatte auf allen Gebieten so viel mit sich selbst zu tun, daß den wenigsten, die teilnahmsvoll in ihr lebten, Muße und Neigung blieb, sich in ferne Zeiten wahrhaft zu ersetzen. Herder, Eschenburg, Anton, Gräter und andere sind doch nur Ausnahmen. Die meisten nahm die Gegenwart voll in Anspruch, auch die Dichter. Es erfordert ein langes Studium, eine gewisse Konzentrierung der Interessen, um eine entlegene Epoche sich so vertraut zu machen, daß man in ihrem Sinne denken und handeln lassen kann. War auch das Streben dazu bei Wächter vorhanden: die Wissenschaft allein konnte hier das Dunkel lichten, sie aber hatte sich damals der Kulturgeschichte des Mittelalters kaum noch zugewandt, und ihre ersten Ergebnisse waren unter den Fachleuten geblieben. Fehlte es also an Hilfsmitteln, die Vergangenheit wirklich lebendig zu erfassen, so fehlte es anderseits an Zeit und wirklich ausschließender Neigung, an jenem selbstaufgebenden Anempfindungsvermögen, das ja auch die erste Generation auf dieser neuen Bahn schwerlich sich anerziehen konnte. Wenn sich der Dichter nun doch in jenes

unbekannte Land begab, so ist der innere Grund ein durchaus anderer, als später bei den Romantikern. Für Wächter, den Zeitgenossen der großen Revolution, war das Mittelalter, wie er es uns darbietet, Gegenwart, heiße, pulsierende Gegenwart. Nicht er gab sich willig, liebevoll dem Zauber des Alten hin, sondern ihm mußte sich willenlos das Alte geben. Er zerrte es empor aus seiner ehrwürdigen Ruhe und zwang es teilzunehmen an Leid und Freud des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts. Die Schläuche waren alt, aber neuen Wein füllte er hinein. Brutal, pietätlos ging er um mit dem Raube. Jeder Zug, der nicht in das Bild, wie es sein sollte, hineinpaßte, wurde ignoriert oder umgestaltet oder beseitigt. So sehen denn aus den Krebsen, den Schauben und Henken gar seltsam die Aufklärer oder die jungen Genies, aus den Kutten der Franziskaner die Jesuiten und die Rosenkreuzer heraus. Was aktuell war, wurde alles in die Vergangenheit, ins Mittelalter hineingepackt und dort, tendenziös oder utopistisch weiter- oder umgebildet. So war denn auch Wächter im letzten Grunde nicht viel weiter gekommen, als die meisten seiner Zeit. Man denke an den bekannten Zug, der wie kaum ein anderer den Stand damaliger Auffassung kennzeichnet: Schillers Räuber wirkten unwahrscheinlich, denn die Zeit ließ sich nicht von den böhmischen Wäldern aus reformieren: Man zog die Akteurs anders an, die Szene spielte im „Mittelalter", die Unwahrscheinlichkeit war gehoben. Darauf läuft auch Wächters Praxis im Grunde hinaus. Eine entscheidende Wandlung in der Wiederbelebung des deutschen Mittelalters konnte erst eintreten, wenn man wissenschaftlich dem Stoffe näher trat und wenn man die Gegenwart entschlossen von sich fern hielt. Das gelang beides erst Späteren.

So gilt denn für Wächter ganz besonders das Goethesche Wort:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
„Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
„In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Anhang.

Die nun folgenden Beigaben sollen nur beweisen, daß Wächter tatsächlich ein besonders viel gelesener Autor seiner Zeit und der Begründer einer neuen Moderichtung in der Tagesliteratur war. Damit soll dann auch gezeigt werden, warum er nicht nur nach seiner inneren, sondern auch nach seiner äußeren Stellung ganz besonders geeignet ist, im Hinblick auf das allgemeine Thema von der Belebung des Mittelalters als markanter Punkt in dieser Entwicklungsreihe aufgestellt und behandelt zu werden.

Zur Illustrierung seiner Beliebtheit und seines Erfolges mögen dienen:

Die Zahl seiner Auflagen, Nachdrucke und Übersetzungen (darüber die Bibliographie).

Die Zahl der Dramatisierungen seiner Romane, soweit sie mir bekannt sind.

Eine ganz knappe, nur das Allerwesentlichste hervorhebende Charakterisierung der zeitgenössischen Kritik.

Auf Vollständigkeit machen diese Aufstellungen keinen Anspruch, würde doch allein die Aufzählung auch nur der unmittelbaren Nachahmungen viele Seiten füllen. Sein Einfluß auf spätere Schriftsteller gehört zur Behandlung der nächsten Etappe, also der Romantiker, würde auch den Raum dieser Dissertation überschreiten.

Bibliographie.

Die nachstehende Bibliographie bringt nur die historischen Dichtungen Wächters, sowie seine für die Biographie in Betracht kommenden Werke. Seine sonstige Produktion hat nicht nur für unser Thema kein Interesse, sondern hebt sich von der unbedeutendsten Eintagsliteratur

jener Tage in keiner Weise ab. Es folgen anschließend die Übersetzungen und mir bekannten Dramatisierungen.

Rudolf von Erlachs Tod, eine Scene der Vorzeit. Mecklenburgisches Museum, 1. Stück.

Sagen der Vorzeit von Veit Weber.

	Rechtmäßige Ausgabe. 1. Auflage.	Desgl. 2. Auflage.	Desgl.[1]) 3. Auflage.	Nachdruck der 1. Auflage. Erst Frankfurt, dann Hofingen.	Desgl. der 2. Auflage.	Wien.[1])	Daria.
Bd. I	1787	1790	1840	—	1790 1792	1810	I 2) Meyers Groschenbibliothek Nr. 224.
„ II	1788	1790	1840	1790 1795	—	1810	II 4)
„ III	1790	1792	1840	1790 1795	—	1810	
„ IV	1791	1792[2])	1840	—	1795	1810	
„ V	1795	1795[2])	1840	1795	—	1810	
„ VI	1795	1796[2])	1840	1796	—	1810	
„ VII	1798	—	1840	—	—	1810	1799 in Wien.

Dazu ist zu bemerken:

Die anscheinend wiederholten Nachdrucke von Band I—III in Spalte 4 und 5 sind nur Titelauflagen.

Der Nachdruck von Band IV in Spalte V nennt sich „Zwote Auflage". Mir ist eine solche vom Original-Verleger nicht begegnet.

Auch folgende Ausgabe habe ich nicht ermitteln können: (Journal des Luxus und der Moden 1794 Nov. S. 531/2) „Wächter oder Veit Webers Sagen der Vorzeit sind in Wien sogar in die Form eines kleinen Taschenbüchleins mit Kupfern und Auslegungen zusammengeschnitten worden."

Es enthalten:

Band I 1) Männerschwur und Weibertreue,
2) Der Harfner,
3) Das Ritterwort;
„ II 1) Wolf,
2) Das heilige Kleeblatt,
3) Der Müller des Schwarzthals,
4) Der graue Bruder;

[1]) Hat mir nicht vorgelegen.
[2]) Billige Selbstnachdrucke des Originalverlegers ohne Auflagenbezeichnung.

Band III Tugendspiegel;
„ IV [1) Die Teufelbeschwörung],
„ V 2) } Die Brüder des Bundes für Freyheit und Recht,
„ VI Die heilige Vehme,
„ VII 1) Der Fündling von Egisheim,
2) Glaubensmuth,
3) Nackt und bloß!

Davon erschienen in Zeitschriften vor der Buchausgabe:

I 1) Buch I 1—11 in Ephemeriden der Literatur und des Theaters. Berlin 1785 II, 31. und 32. Stück; 1786 III, 1.—3. Stück.
II 2) im Journal aller Journale 1790. 3.—4. Stück.
VII 3) im Berlinischen Archiv der Zeit 1795. [1])

Entstanden sind: [2])

I 1) November 1784, Januar bis Juli 1785.
2) Dezember 1785 und Januar 1786.
3) Februar 1786.
II 2) } 1787 und 1788.
3) }
4) }
III April 1788 bis März 1789.
IV 1) 1789.
2) 1790 und 1791.
VII 2) angefangen 1789.

Übersetzungen der Sagen der Vorzeit:

ins Holländische:

Verhaalen uit de Middel-Eeuw en Ridder-Tijden, door Veit Weber. Uit het Hoogduitsch, Naar den Tweeden Druk. Te Amsterdam, bij J. Weege MDCCXCIII. 16°
enthält I 1) und 2).

Veit Webers Overleveringen der vorige Eeuwen. I. Deel (II. Deel). Uit het hoogduitsch uitgegeben door Mr. R. Feith.

---

[1]) Ich habe den Jahrgang mir nicht verschaffen können. Meine Angabe beruht auf Tieck, Schriften VI, XLV und dem Anzeigenteil von Sagen der Vorzeit Bd. VI.

[2]) Nach Wurm a. a. O. II, XIX und dem von ihm mitgeteilten eigenen Verzeichnis Wächters.

Tweete Uitgave. Te Amsterdam, by Jan ten Brink, G. Z. MDCCCXVI. 8°

enthält I und II vollständig.

Die erste Ausgabe dieser Übersetzung erschien Haarlem 1793 und 1794 (nach Schröders Lexikon Hamburg. Schriftsteller VII, S. 542).

ins Englische:

Veit Weber, The sorcerer, London 1795.

enthält IV 1).

The Black Valley, a tale from the german of Veit Weber, Autor of the sorcerer. London: Printed for J. Johnson, in St. Paul's church-yard. 1796. 8°

enthält II 3).

ins Französische:

Traditions du temps passé par Veit Weber traduit par l'Abbé de l'Ecluse.

Sermens d'homme et fidélité de femme. 3 Tom. Paris 1830. Adolf de Dachsburg. 5 Tom. Paris 1830.

enthält I 1) und III.

Romans de Veit Weber. Traduits par B.

Le tribunal secret. 2 Tom. Paris 1830.

Henri de Hochfurth ou la destinée. Suivie de la parole d'un chevalier. 2 Tom. Paris 1830.

enthält VI sodann VII 1) und I 3).

Über das Gute und Böse des Mittelalters. — Fragmente.

Journal aller Journale 1787 Februar bis August, Oktober bis Dezember.

Anschließend an Oktober (Gottesurtheile):

An die Tortur (S. 188—189).

Haidenröslein. Gallerie von romantischen Gemälden, Arabesken, . . . I. (einziger) Band. Berlin 1792. 8°.

Nachdrucke:

1. Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Geschichten. Frankfurt 1789—1792.
2. Zofingen 1801.
3. „ 1810.

1) nach Schröders Lexikon.

2) nach Groschen-Bibliothek Nr. 224 S. 4.

3) nach Goedeke V² § 278 10 6).

Davon vorher vier Fünftel in der Hamburgischen Monatsschrift für das Jahr 1791, 3—6 Stück; „der Beschluß folgt", doch ging mit dem 6. Stück die Zeitschrift ein.

Holzschnitte I. (einziger) Band. Die Betfahrt des Bruders Gramsalbus. Mit Kupfern. Berlin 1793. 8°.

Nachdruck: Sammlung . . . altdeutscher Geschichten. Frankfurt und Leipzig 1794.

Davon das erste Abenteuer als „Eine Sage der Vorzeit" im Journal aller Journale 1788, März bis Juni.

Der Nachtbothe oder Geschichten der französischen Auswanderung . . . . Aus dem Französischen. Nebst Veit Webers Schilderung des Betragens einiger in Deutschland geduldeten französischen Flüchtlinge gegen reisende Deutsche. Berlin 1793. 8°.

2. Auflage. Berlin 1794. 8°.

Wird allgemein Wächter zugeschrieben, doch halte ich nur den Anhang, in dem er sich nennt, für sein Werk, da sonst derselbe Verfasser das Koblenzer Abenteuer doppelt bringen würde. Vielleicht ist der Autor Wächters Freund Diede?

Historien I. (einziger) Band. Die Gründung der Bürgerfreyheit Hamburgs. Hamburg 1794. 8°.

Titelauflage, als „Neue Ausgabe", Hamburg 1813. 8°. (Hinzugekommen ist eine Deutung des Titelkupfers.)

Davon die erste Szene in der Hamburgischen Monatsschrift für das Jahr 1791, Januar.

Wilhelm Tell. Ein Schauspiel. Von Veit Weber. Berlin 1804. 8°. Vom Verleger schon 1798 auf der letzten Seite des Anzeigenteils von Band VII der „Sagen der Vorzeit" angekündigt. 1819 für die Bühne bearbeitet, doch ungedruckt.

Davon 2 Szenen in Meyers Groschen-Bibliothek Nr. 224.

Für Freyheit und Recht. Zwei Reden in einem freundschaftlichen Kreise gesprochen. Hamburg am 25ten April 1813 und am 11. Julius 1814 von Leonhard Wächter. Hamburg 1815. 8°.

Was du wilt ist Recht mein Schild. (Hamburg 1817.)

Deutschen Knaben Ulrich von Hutten. (Hamburg 1818.)

Ich halte beide Titel für das gleiche Buch mit verschiedenen Titelblättern, da das Motto des zweiten der Titel des ersten ist. Daher geben Schröder und Goedeke die Jahreszahl 1818 an, Wurm und die Leipziger Universitätsbibliothek 1817 (d. h. für das letztgenannte). Ich habe nur das zweite auffinden können.

Die Eidgenossen.

Fragmente in:

Meckl. Museum 2. Stück. König Alfred in Albanak.

Nordische Miscellen 1804 I. Bd. 4. Stück. „Szene aus einem ungedruckten Schauspiele". (Coletum, Offenes Mahl) Wurm a. a. O., S. XXVI—XXXII.

Seit 1791 in Arbeit.

Nicht von Wächter ist das vielgesungene Lied: „Kennt ihr das Land so wunderschön . . .", sondern von Veit Weber dem Jüngeren, also von Paul Wigand. Vgl. Böhme, Volkstümliche Lieder 1895 S. 4. Der Verfasser wird durchgängig falsch angegeben. Darum hat auch Müller-Fraureuth dieses Lied in den Sagen der Vorzeit finden können! a. a. O. S. 53.

Ebenfalls nicht von Wächter, sondern nur im Titelsatz die Täuschung absichtlich erweckend, ist:

Sagen / der / Östreichischen Vorzeit. / Ein Gegenstück / zu den Sagen der Vorzeit / von / Veit Weber. 2 Bde. [im ganzen 9 Erzählungen]. Wien. Im Verlage bey Anton Doll.

Dramatisierungen von Wächters Romanen.

Männerschwur und Weibertreue. Schauspiel nach Veit Weber. Cilli 1793. 8°.

I 1) nach Goedeke V². S. 344, § 259, 177.

Der blinde Harfner. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Nach Veit Webers Sagen der Vorzeit fürs Theater bearbeitet. Theatralische Sammlung XXXII, Wien 1791.

I 2) wohl identisch mit:

Lohmann, Friederike.

Der blinde Harfner. Schauspiel in 4 Akten nach Veit Weber. Wittenberg 1791. 8°.

I 2) nach Goedeke V², S. 477, § 277, 19, 1).

Graf von Brühl, A. F.

Der Harfner, oder nach dem Sprichwort: Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Ritterschauspiel in 3 Aufzügen. Erfurt 1795. 8°; wiederholt Dresden 1804. 8°.

I 2) nach Goedeke V², § 266, 3, 5).

Ziegler, Fr. J. W.

Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Person. Lustspiel in 4 Aufzügen. Wien.

2. Auflage Wien 1834. 8°. Auch in Sämtliche Dramatische Werke. Wien 1824. XI 1—107.

28. September 1790 Hofburgtheater.

II 1) nach Goedeke V², § 258, 14, 1).

Wächter ist die Quelle nicht nur für dieses Lustspiel, sondern mittelbar auch für den „Waffenschmidt". Die Entwicklung bis zu diesem ist dargestellt im Euphorion, Bd. VIII, S. 340 ff., doch ist die Wächtersche Erzählung als Urquelle dem Verfasser entgangen. Zu diesem Entwicklungsgange ist ferner zu vergleichen: J. Petri, Der Agnes Bernauer-Stoff. Diss., Rostock o. J. (1793 ?), S. 10 und E. T. A. Hoffmann, Meister Martin.

Ziegler, Fr. J. W.

Die Pilger. Ein Schauspiel aus den Zeiten des Faustrechts. Wien 1792, 8°.

Dass. o. O. 1793, 8°, auch in Sämtl. Dramat. Werke. Wien 1824.

II 1) b. nach Goedeke § 258, 14, 5).

Döring, Johann Wilhelm.

Das heilige Kleeblatt, ein Schauspiel mit Gesang, in zwey Aufzügen; nach Veit Webers Sagen der Vorzeit. In Musik gesetzt von Herrn G. C. Großheim. Cassel 1793.

II 2)

Das heilige Kleeblatt. Schauspiel mit Gesang nach Veit Webers Sagen der Vorzeit; Musik von G. C. Großheim; und: Der graue Bruder. Schauspiel in einem Aufzug. Leipzig und Frankfurt a. O. o. O. u. J. 8°.

II 2) und II 4) nach Goedeke V², S. 492, § 278, 10, 1).

Das heilige Kleeblatt. Ein Original-Schauspiel in drey (!) Aufzügen. Nach Veit Webers Sagen der Vorzeit. Theatral. Sammlung, XXVI. Wien 1792.

II 2)

Korompay, Joseph.

Rudolf von Felseck oder: Die Schwarzthaler Mühle. Ein Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. Theatral. Sammlung, XLVIII. Leipzig 1794.

nach Goedeke V², § 259, 170, 4): Allerseelentagsstück in

II 3) Wien von 1792—1801.

Hensler, Karl Friedrich.

Die Teufelsmühle am Wienerberg. Ein österreichisches Volksmärchen mit Gesang in vier Aufzügen, nach einer Sage der Vor-

zeit von Leopold Huber. Für die Marinelliſche Schaubühne bearbeitet. Muſik von W. Müller. Wien 1801, 8°; 1807, 8°.
II 3) nach Goedeke V², § 259, 99, 59).
nach D. Nat.-Lit. 138, S. 181, auf Wächter zurückgehend.

Meyer, F. A. A.
Der graue Bruder, ein Luſtpiel in einem Aufzug. Olla Potrida, 1792, II.
II 4)

Bahr, Robert.
Der graue Bruder. Schauſpiel in einem Aufzug. Frankfurt a. O. 1797.
II 4) nach Goedeke V², § 268, 17, 3).

Kahlert, Karl Friedrich; Pſeudonym: Bernhard Stein oder Lorenz Flammenberg.
Die Brüder des Bundes für Menſchenglück. Leipzig 1796.
IV 2)/V nach Goedeke V², § 268, 15, 5).

Klingemann, Auguſt.
Das Vehmgericht. Ein dramatiſches Gemälde.
nach Brahm a. a. O. im Theater III, Tübingen 1820. Vor-
VI her 1810 in Berlin und München aufgeführt.

Eine Bearbeitung von Bd. VI der Sagen der Vorzeit, als „The House of Aſpinwall" von Walter Scott, wurde 1799 in London gedruckt und einmal ohne Beifall aufgeführt (Ebert, Walter Scott, 2. Aufl., Leipzig 1871, S. 124/125). Sie ſoll 1830 wieder gedruckt ſein (Zeitſchrift f. d. Geſchichte Hamburgs, V, S. 155, Mitteilung Lappenbergs).

Die zeitgenöſſiſche Kritik.

Die Kritik, die Wächters Werke gleich nach ihrem Erſcheinen fanden, iſt überaus beifällig und ermunternd. Die Hauptpunkte hat Koberſtein bereits zuſammengefaßt[1]), ich verweiſe nur auf ihn. Die von ihm an der Jen. Allg. Lit.-Ztg.[2]) gemachten Beobachtungen gelten

[1]) Grundriß V⁵, S. 116 ff.
[2]) Sagen der Vorzeit I, beſprochen in Jahrg. 1788, Juni, Sp. 589.
" " " II, " " " 1790, März, " 632.
" " " III, " " " 1791, Dez. " 635.
" " " IV, " " " 1792, Sept. " 577.
Holzſchnitte, " " " 1795, Okt. " 148.

ebenso für die anderen Kritiken, besonders die der Allg. D. Bibliothek [1]) und die der Ephemeriden der Literatur und des Theaters.[2])

Wir haben hier zwei Folgen von Rezensionen, in denen sich parallel der gleiche Vorgang vollzieht. Zuerst wird die Wächtersche Tendenz, nämlich die Bekämpfung der weichlichen Modeliteratur durchaus erfaßt und gebilligt. Die ganze Art der neuen Richtung erfährt das größte Lob. Ganz besonders und von allen wird seine ungemein große Kenntnis des Mittelalters gepriesen; man hat durchaus das Gefühl, einen historisch völlig bewanderten Mann vor sich zu haben.[3]) Schon anfangs aber wird ihm zweierlei vorgehalten und bei jeder folgenden Rezension mit steigendem Nachdruck betont. Das sind die Nachlässigkeit und die mangelnden Proportionen in Aufbau und Führung der Handlung und die Sprache. Die anfangs freundlichen und mahnenden Stimmen werden immer dringender, bis z. B. Huber aus Anlaß der Besprechung von Nachahmungen Wächters ihm seine Meinung ganz unverhüllt sagt.[4])

Als alles das nichts nützen wollte, beachtete ihn die Kritik schließlich gar nicht mehr. Dazu kam die lange Pause, die in den Sagen der Vorzeit eintrat und die steigende Diskreditierung der ganzen Gattung durch die Menge von Wächter hervorgerufener, geschmackloser Nachahmungen. Mochte Wächter für die Kritik auch nicht mehr existieren, so schadete das seiner Stellung im Publikum gar nichts. Er blieb beliebt noch lange Zeit. Sein Name, selbst sein durch das Pseudonym gedeckter Familiennamen waren allgemein bekannt, verdankte er doch schon 1792 seine Rettung diesem Umstande.[5]) Er galt den Zeitgenossen durchaus als Vater dieser neuen Lieblingslektüre. Das wird mehrfach bezeugt.[6]) „Sagen der Vorzeit" erschien schon fast als Gattungsbegriff.[7]) Wenn Spätere den Ritterroman im allgemeinen verhöhnen wollten, so

---

[1]) Sagen der Vorzeit I im Anhang z. 53.—86. Bde. V Abt. I, 1791, S. 2616.
" " " II in Bd. 95, 2. Stück, S. 473.
" " " III " " 117, S. 414.

[2]) Bd. I in VI Nr. 41, S. 238/240.

[3]) Dasselbe wird auch der Naubert häufig nachgerühmt; mit welchem Recht möge nur ein Beispiel zeigen: in ihrem Roman „Geschichte Emma's, Tochter Kayser Karls des Großen, und seines Geheimschreibers Eginhard", 2 Bde., Leipzig 1785, hat der Vater Karls des Großen, Karl Martell, „bey Chalon a. d. Marne den Attila aus dem Felde" geschlagen!!

[4]) Jenaer Allg. Lit.-Zeitg. 1792, Juli, Spalte 174.

[5]) Siehe S. 18.

[6]) Außer den genannten Rezensionen noch: Jenaer Allg. Lit.-Zeitg. 1796, Nov., Sp. 397; Journal d. Lux. u. d. Mod. 1792, S. 554; Franz Horn, Die schöne Literatur Deutschlands, Berlin 1813, II, S. 196 ff.; Tieck a. a. O.

[7]) Journal d. Lux. u. d. Mod. 1794, Nov., S. 529.

richtete sich die Satire und das abfällige Urteil oft nur gegen ihn, traf aber de facto vor allem seine Nachtreter.[1])

Wie lange Wächter aber noch selbst in die Kreise der Romantik hingewirkt hat, mag ein kleiner Zug zeigen. Der junge Voß schildert im Jahre 1811 die Bettenburg in Franken[2]), in der der Besitzer auf alle Weise das Mittelalter wieder hatte beleben und verherrlichen wollen. Von dieser äußerst interessanten Beschreibung, deren eingehendere Betrachtung in ein späteres Kapitel gehören würde, sei hier nur erwähnt, daß „das Billiardzimmer(!) mit ungeheuren Wandgemälden aus Veit Webers Sagen der Vorzeit" geschmückt war; „ein schöner, imponierender Anblick". Dabei las derselbe Besitzer zum besonderen Genuß schon die Nibelungen!

An das Anerbieten eines Verehrers, Wächter solle sein Alter bei ihm zubringen, und an das Denkmal zu seinem hundertsten Geburtstag mag hier nur nochmals erinnert werden.[3])

Für seine Verbreitung in allen Kreisen vergleiche auch die Exkurse.

Die späteren Literarhistoriker haben sich dann meist begnügt, seinen Namen zu nennen, oft z. B. Gervinus, zusammen mit Benedikte Naubert als den Bedeutendsten dieser Art Modeliteratur. Dabei hat die Naubert mit der Gattung „Ritterroman" weiter nichts gemeinsam, als die Zeit, in der ihre Handlungen spielen. Die Behauptung Goedekes, Wächter wolle Geschichte lehren, und die Hettners, er stehe auf den Schultern des Musäus, erklärt sich wohl daraus, daß beide ihn nie gelesen haben. Erst Koberstein hat wieder ausführlicher auf ihn hingewiesen. Am eingehendsten, wenn auch durchaus ungenügend, hat ihn neuerdings Müller-Fraureuth behandelt, doch so, daß ich ihm gerade für Wächter fast auf jeder Seite Unrichtigkeiten nachweisen könnte, wenn hier der Ort zu einer Polemik wäre.

Die geringe Beachtung, die Wächter in unseren Literaturgeschichten erfährt, rechtfertigt sich von deren Standpunkt, bei seiner künstlerischen Minderwertigkeit von selbst: Eine Geschichte der Modeliteratur haben wir noch nicht. Unter dem von mir am Anfange bezeichneten Gesamtthema von der Wiederbelebung des Mittelalters verdient er aber als wichtige Etappe eine eingehendere Untersuchung.

---

[1]) Tieck, Schriften VI S. XLV, X S. 176 ff. u. 238 ff.

[2]) Briefe von J. H. Voß .... hrsg. von Abraham Voß, Halberstadt 1829/30, III S. 70 ff.

[3]) Siehe S. 22.

Exkurs I.

Die drei Seite 56 erwähnten Urteile über Hutten sind die folgenden:

Mosers Patriotisches Archiv VII 1787, S. 12.

„Hutten war ein in seiner Grundlage rauher, feuriger, fester, gerader, hochherziger, biederer Mann, der glaubte, daß alle Welt die Wahrheit, die ihm so helle leuchtete, sogleich annehmen werde, wenn man's ihr nur sagte, und so laut, derb und unverblümt sagte, daß keine Ausflucht und Widerrede stattfände; . . . ."

L. Schubart, Ulrich von Hutten, Leipzig 1791, S. 194 ff.

„Huttens Character war: Ernst, Uneigennützigkeit, glühende und ihm ganz eigene Liebe für Wahrheit, Vaterland und Freiheit; brennender und leidenschaftlicher Haß gegen Ungerechtigkeit, Verstellung, frommen Betrug, Unterdrückung; Herzen gewinnende Popularität, felsenfeste Beharrlichkeit, Ausdauer bis in den Tod in Freundschaft, Liebe und in der Parthey, zu der er sich einmal bekannt hatte."

Olla Potrida 1785, II S. 8.

Auf Ulrich von Hutten

Strophe 3: „Wer schwur, wie er, Tyrannen Haß,
„Und donnerte sie nieder?
„Wer sang, wie er, ohn' Unterlaß
„Der goldnen Freyheit Lieder?
„Weß Herz war jedem braven Mann
„So warm, wie seines, zugethan,
„Mit Lieb und deutscher Treue?"

„Wagenseil."

Diese wenigen Beispiele für viele.

Exkurs II.

Wie Seite 56 erwähnt, erinnert die Ballade VII 269 auffallend an Schillers Bürgschaft. Diese ist 27.—30. August 1798 entstanden, im Januar 1799 im Musenalmanach erschienen. Wächters Gedicht erschien bereits Ostern 1798. Schiller hat nun die Bände I—III der Sagen der Vorzeit gekannt und sogar besessen[1]), vielleicht auch die folgenden, denn er las Romane dieser Art während seiner häufigen

[1]) Schillers Briefe, hrsg. von Jonas, IV S. 34.

Krankheiten oft[1]); auch von Wächters Tell nahm er später Kenntnis: „Die Schmiererei des Veit Weber".[2])

Bei der Gemeinsamkeit der Gesamt-Idee und den zahlreichen fast wörtlichen Anklängen muß Schiller, bewußt oder unbewußt, das einmal Gelesene noch im Kopfe gehabt haben, als er seine eigentliche, stoffliche Quelle fand und gestaltete. Diese ist ihm dann wegen der Ähnlichkeit mit schon Bekanntem besonders aufgefallen. Eine Vergleich des Wertes beider Gedichte wäre töricht, nur will ich kurz auf das aufmerksam machen, was meine Ansicht zu stützen geeignet ist.

Das beiden Gedichten gemeinsame Generalmotiv ist dieses: Es gilt mit Überwindung einer Menge auftretender äußerer Hindernisse durch intensivste Anspannung aller Kräfte einen Ort vor Ablauf eines bestimmten Termins zu erreichen, um einen sonst dem Henker verfallenen Freund vom Tode zu erretten. Unmittelbar vor der Hinrichtung wird dieses Ziel erreicht, der Gefährdete gerettet.

Rein äußerlich (!) läßt sich so das Leitmotiv angeben; es finden sich aber auch Übereinstimmungen im einzelnen.

Von den Hindernissen bietet Wächter nur das des Sonnenbrandes und des zunehmenden Versagens der Körperkräfte.[3])

Den Sonnenbrand schildert:

Wächter Zeile 31—40:	Schiller Zeile 78—80:
Die Mittagssonne vom Himmel blitzt, kein Wölkchen beschattet das Land. Die Reiter lechzen; zu Funken erhitzt, senget des Staubes hochwirbelnder Brand	Und die Sonne versendet glühenden Brand, Und von der unendlichen Mühe Ermattet, sinken die Kniee .....

Während des eilenden Laufes stellt sich immer der Gedanke an das Ende des Freundes ein:

Wächter Zeile 52—88:	Schiller Zeile 55—56 u. 83—84.
sieht nur, ...	„ . . . . .
im Kerker, als Hochverräther, ihn bangen;	Und ich kann die Stadt nicht erreichen, So muß der Freund mir erbleichen."
Und über ihm den geschärften Stahl der näher, schon schreckender dräu't, und den Wein und die Braten zum Henkersmahl, das Rad zum Empfang des Leichnams bereit	„ . . . . .
	Und soll hier verschmachtend verderben Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

[1]) Vergl. auch Afda XXIII S. 299.
[2]) Schillers Briefe VII S. 170.
[3]) NB.! Hygin bot Schiller nur den angeschwollenen Strom!

Es wird Abend, immer größer wird Sorge und Eile:

Wächter Zeile 85—86 u. 103—106.

Doch als des Abends kühlender Hauch
die Scheiteln der Bäume bewegt,
. . . . . .
Und als des Abends ſeegnende Hand
mit Thau die Fluren beſprengt,
und um das friſcher aufgrünende Land
der Dämm'rung Nebel den Dunſtkreis
verengt,
. . . . . .

Schiller Zeile 92—94.

Und die Sonne blickt durch der
Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;
. . . . . .

Endlich wird das Ziel ſichtbar:

Wächter Zeile 107—108.

. . . . . .
erſcheinen im Oſten, nicht ferne von
hinnen,
goldglänzend dem Knappen des Schloſſes
Zinnen

Schiller Zeile 101—102.

. . . . . .
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
. . . . . .

Es erfolgt die letzte Anſpannung der Kräfte:

Wächter Zeile 109—111.

Und alle Kräfte biethet er auf,
noch einmal gehorchen ſie ihm;
er wagt den ſchnellſten entahtmenden
Lauf —
. . . . . .

Schiller Zeile 99—100.

Und die Angſt beflügelt den eilenden
Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
. . . . . .

Das Ziel iſt erreicht; der Läufer durchbricht die gaffende Menge:

Wächter Zeile 112—113.

. . . . . Sein Ungeſtüm
hilfft ihn durch Ringe gewaffneter
Knechte,
. . . . . .

Schiller Zeile 120—124.

Und die Sonne geht unter, da ſteht
er am Thor
Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet;
An dem Seile ſchon zieht man den
Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten
Chor:
. . . . . .

X-84/51)

45,-
22.8.90